Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 5 Leipzig, den 3. Februar 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Motive — Ueber den modernen Menschen — Das Wesen der ultramontanen Gefahr: 2 — Aeußere Schwierigkeiten für die armenischen Reformbestrebungen — Reisefrüchte aus Graubünden: Meta von Salis; Nietzsche — Verschiedenes: Die Verurteilung des Kladderadatsch — Anzeigen

Motive

Ich suche nicht meine Ehre. Joh. 8, 50.

So viel weiß ich: ich kann das von mir nicht sagen. Selbst wenn ich ernstlich gekämpft hatte und meinte: jetzt gilts aber wirklich einmal nicht meine Ehre — selbst dann saß in einem Winkel die Kröte der Eitelkeit und glotzte mich an. Dann merkte ich wieder, daß ich mir vorgeredet hatte, Gottes Ehre zu suchen, um die eigne Ehre desto ungestörter genießen zu können.

Manchmal, wenn ich mich für die Ehre des Christentums ereiferte, stach mich heimlich der scharfe Zweifel und fragte grinsend, ob ich mich so ereifern würde, wenn nicht meine eigne Ehre so stark im Spiele wäre!

Ob Andre sich auch mit solchen Entdeckungen herumzuschlagen haben, geht mich im Grunde nichts an — wenigstens, so lange der Gedanke noch unverriegelt ist, als könnte das irgend eine Entschuldigung für mich abgeben. Aber ich habe es doch nicht lassen können, hinüberzuschauen, ob es Andern auch so geht. Ich hätte es lieber lassen sollen. Denn erhebend ist es nicht, die Motive der Menschen unter die Lupe zu nehmen. Aber Mancher ist durch seinen Beruf fast dazu gezwungen. Es giebt zwar auch Interessantes zu sehen, doch kostets dich das bischen Naivität, das du noch hast. Die am meisten davon gesehen haben, sagen: Gott ist barmherzig, wenn er den Schleier der Unsichtbarkeit über die Motive der Menschen breitet. — Das ist ein Dank mit einem Seufzer.

Pessimismus, nicht wahr? — Mag sein. Widerlege ihn. Ich kanns nicht, weil ich allen Grund habe, meine eignen Motive mit stetem Mißtrauen zu betrachten. Aber nein — pessimistisch darf ich nicht dreinschauen, weder in die große Menschenwelt, noch in die kleine drinnen. Pessimismus ist immer eine Beleidigung Gottes. Ist Er nicht schon am Werke, wenns mich peinigt, daß ich mich immer wieder auf der Jagd nach meiner Ehre erwische? In Gottes Nähe kann sich der Pessimismus gerade so lange behaupten, wie der Wassertropfen im Hochofen. Daran halte ich mich. Wenn ich nun Christus sagen höre: Ich suche nicht meine Ehre — und ich glaubs ihm; sonst hätte er sich sicherlich dem Galgen entzogen, der noch nie eine Ehre war — dann fühle ich zwar: das kann ich von mir noch nicht sagen. Aber eben: noch nicht. Das ist schon etwas.

Aber wann denn? Wann wird die widerwärtige Komödie in meinem Leben einmal ein Ende haben?

Eine Frage zuvor. Warum suche ich eigentlich meine Ehre? Doch nicht weil es meine Ehre ist, sondern — weil ich Narr mein Glück darin wähne! Erst wenn ich gründlich von diesem Wahn kurirt bin und das Glück ernstlich dort suche, wo Jesus es fand, dann — ja, ich meine, jetzt sehe ichs deutlich: dann werde ich nicht mehr meine Ehre suchen.

Nun meine ich es auch zu verstehen, warum Jesus uns mahnt, um heiligen Geist zu bitten. Labes

Ueber den modernen Menschen

Wer vom modernen Menschen spricht, muß sich vor allem gegen eine Auffassung dieses Worts verwahren, die jede ernsthafte Beschäftigung mit dem Probleme ausschlösse. Man braucht nämlich „modern" vorzugsweise als das zu dem Hauptworte „Mode" gehörige Eigenschaftswort. Die Thatsache der Mode, d. h. der unablässige Wechsel in den Formen der Bekleidung und die unbedingte Unterwerfung unter die neuste Wendung des Geschmacks gehört zu den Elementen der weiblichen Psychologie und ist, sofern es sich um Kleider und Hüte handelt, weder zu loben noch zu tadeln. Das Charakteristische der Mode aber ist, daß man das Neuste wählt aus keinem andern Grunde, als weil es neu ist, ohne Rücksicht auf Zweckmäßigkeit und Schönheit. Menschen, die in Bezug auf ernste Interessen des Geistes und Herzens demselben Zuge folgen, die in Fragen der Religion oder der Kunst immer die neusten Produktionen des Geistes oder der Phantasie ohne Kritik annehmen, können nicht ernst genommen werden, sondern sind entweder Gecken oder Streber. Solche hat es zu allen Zeiten gegeben, und man thäte unsrer Zeit Unrecht, wenn man behaupten wollte, daß diese Gattung heute vorherrschend wäre.

Mit einem gewissen scheinbaren Ernste wird die Bevorzugung des Neuen als solchen nur in dem negativen Sinne vorgetragen, daß man die Ehrfurcht vor der Ueberlieferung bekämpft. In Ueberschätzung der Ergebnisse moderner Forschung wird gelegentlich die Meinung ausgesprochen, daß die Menschheit erst seit der Mitte unsers Jahrhunderts einigermaßen befähigt sei, die Welt richtig zu verstehen und eine Weltanschauung zu bilden, daß zu diesem Neubau Bruchstücke von Ruinen nicht passen können, und daß die völlige Reinigung von allen Elementen der Ueberlieferung zum Ideale des gebildeten Mannes gehöre. Diese Opposition gegen das Alte ist natürlich bei jungen Leuten, die in einer Atmosphäre aufgewachsen sind, in der alles Autorität, alles Ueberlieferung war, und plötzlich in die freie Luft absoluter Unabhängigkeit, schrankenloser Kritik versetzt werden. Sie ist deshalb auch begreiflich bei einer Volksklasse, die sich von einem Zustande allseitiger Gebundenheit befreit hat und nun in allem Ueberlieferten einen Feind, in jeder Mahnung zur Treue und zur Pietät einen Angriff auf ihre Freiheit sieht. Wie bei der Mode das Neue gefällt, weil es neu ist, so wird hier das Alte verworfen, weil es alt ist. Zunehmende Reife der Bildung führt von diesem Irrwege von selbst wieder ab. Die Feindseligkeit gegen das Ueberlieferte ist kein positives, fruchtbares Prinzip der Bildung, sondern eine Stimmung, die mit Gründen nicht bekämpft werden kann. In Kunst und Litteratur kann man die unausbleibliche Umkehr ruhig abwarten. Aber auf religiösem und ethischem Gebiete ist das Vorwalten einer solchen bewußt modernen, d. h. dem Ueberlieferten feindseligen Stimmung eine Gefahr, weil sie unvermeidlich geistige Verarmung, innere Leere und Hohlheit mit sich führt. Vor allem muß diese Stimmung gegen die christliche Predigt taub machen, da diese alles Heil

von der Fortwirkung von Worten und Thatsachen erwartet, die neunzehnhundert Jahre alt sind.

Uebrigens ist auch moderne Gesinnung in diesem Sinne als Absage an das Alte keineswegs eine moderne Erscheinung. Keine litterarische Epoche war von ihr so durchdrungen wie die französische Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. Voltaire und die Encyklopädisten waren überzeugt, daß die Menschheit bisher in tiefster Finsternis gesessen habe, und daß erst mit ihnen das Licht erschienen sei, das eine Weltanschauung möglich mache.

Also weder die modische Freude am Neusten, weil es neu ist, noch die oppositionelle Stimmung gegen die Ueberlieferung bilden das charakteristische Merkmal des modernen Menschen. Will man diesem gerecht werden, so muß man sich fragen, was er in dem zu Ende gehenden Jahrhundert gelernt und erlebt hat, und wie diese innere und äußere Erfahrung auf seine Weltanschauung und seine Gesinnung wirken mußte.

Vor fünfundzwanzig Jahren hat David Friedrich Strauß das Thema von seinem Standpunkte aus behandelt in den beiden Fragen: Wie begreifen wir die Welt? und: Wie ordnen wir unser Leben? Das Buch, das damals so großen Lärm machte, ist schon gründlich veraltet. Es war entstanden vor der gewaltigen sozialen Bewegung, die seither die Geister ergriffen hat und heute alle Welt, Willige und Widerwillige, beherrscht. Es gab die Weltanschauung einer wohlhabenden und gebildeten Bourgeoisie wieder, die die Religion als Trug erkannt und sich das religiöse Bedürfnis abgewöhnt hat. Aber es weiß keinen Rat für eine Zeit, die die Elemente der Weltfreudigkeit, auf denen der Optimismus des Verfassers beruht, in Frage stellt, in der die Begehrlichkeit der Massen den ruhigen Genuß erworbner Güter und der brausende Strom demokratischer Gesittung die Privilegien der Bildung bedroht. Als Strauß am Ende eines arbeitsreichen Forscherlebens bei dem ziemlich unverhüllten Materialismus anlangte, hatte dessen Herrschaft, die ein Vierteljahrhundert früher auf die der absoluten Philosophie gefolgt war, schon ihren Höhepunkt überschritten. Seit dem Ignorabimus Dubois-Reymonds ist ein frischer, fröhlicher Materialismus nur noch bei sehr jungen Studenten der Medizin zu finden. Dem religiösen Glauben haben weder Hegel noch Karl Vogt die Möglichkeit der Existenz abgeschnitten. Die exakte Forschung ist bescheiden geworden und macht aus ihrer Unfähigkeit, den letzten Problemen der Weltanschauung beizukommen, kein Hehl. Also sollte man denken, daß die Religion freies Feld habe und ohne sonderliche Mühe die von ihren Gegnern verlassenen Stellungen wieder einnehmen könne.

Aber die Menschenseele ist nicht so geartet, daß Ideen und Ueberzeugungen, die durch feindliche Geistesmächte überwältigt waren, nach dem Rückzuge dieser Mächte von selbst wieder aufleben und ihre frühere Herrschaft über die Geister wieder antreten könnten. Denn in dem Kampfe um die Weltanschauung, in der successiven Hingabe an entgegengesetzte, einander ablösende Geistesrichtungen ist der Mensch selbst ein andrer geworden. Er ist nicht nur gereift, sondern auch gealtert. Das wiederholte Irrewerden an dem, was uns zuerst mit dem vollen Zauber einer in sich geschlossenen und gefestigten Ueberzeugung ergriff, hat den Zweifel zur Herrschaft gebracht. Und dieser zum Prinzip gewordne Zweifel ist mehr als irgend eine positive Anschauung, mag diese noch so religionsfeindlich auftreten, dem Glauben entgegengesetzt. In jedem philosophischen System ist ein Element des Glaubens, das durch fortschreitende Erkenntnis und Erfahrung frei werden und auf religiöse Bahnen kommen kann. Aber die Ermüdung des Geistes, die die Folge wiederholter Enttäuschung ist, die Erschöpfung des Erkenntnistriebs ist eine Erkrankung jener Organe unsers Geistes, die das Uebersinnliche erfassen können, die Glauben und Hoffnung möglich machen. Dieses Kranksein am Zweifel scheint mir der tragische Zug des modernen Charakters. Und dieser Zweifel hat im letzten Drittel des Jahrhunderts einen verhängnisvollen Fortschritt gemacht. Er ist mehr und mehr vom Dogmatischen zum Ethischen übergegangen. Vor vierzig Jahren zweifelte man an den Wundern, an den Thatsachen der evangelischen Geschichte und deckte Widersprüche zwischen dem christlichen Dogma und den Forderungen der Vernunft oder den Ergebnissen der Naturforschung auf. Diese ganze Polemik interessirt heute Niemanden mehr, ebensowenig wie die diesen Angriffen entgegentretende Apologetik. Die christliche Gottesidee ist heute das Ziel des Angriffs.

Dieser Angriff geschieht nicht mit logischen Deduktionen, denen eine überlegne Logik entgegentreten kann, sondern in der Art der biblischen Schlange, die nur fragt und durch die überlegne Art des Fragens den Glauben mordet. „Sollte Gott die Liebe sein?“ das ist die Schlangenfrage an den modernen Menschen. Das furchtbare Gesetz des Kampfes ums Dasein ist diejenige naturwissenschaftliche Grundanschauung, die am tiefsten in die Seelen gedrungen ist. Wenn wir auch früher wußten, daß die ganze Natur ein Schauplatz unausgesetzten Kampfes und der Ueberwältigung der Schwachen durch die Stärkern ist, so ist es uns doch erst jetzt vollkommen zum Bewußtsein gekommen, daß dieser selbe Vorgang auch das Leben der nach Gottes Bilde geschaffnen Menschheit beherrscht. Kampf ums Dasein zwischen den verschiednen Rassen, zwischen Volk und Volk, zwischen den Klassen desselben Volks und zwischen den Individuen, bei denen Glück und Gedeihen des Einen das Verhängnis des Andern ist. Und dieser Kampf kann nicht als eine Folge der Sünde aufgefaßt werden, er erscheint vielmehr als die Naturordnung der Gesellschaft. Nur Verneinung des Lebens, nur freiwilliger Tod kann von der Unterordnung unter dieses Gesetz befreien. Deshalb folgt aus dem Zweifel an der Liebe Gottes unmittelbar der praktische Zweifel: sollte Gott die Liebe geboten haben? Der Glaube an Gottesliebe und Menschenliebe, diese Sonne an unserm Himmel, ist von Wolken verhüllt. Darum scheint die ganze Welt düster, ernst und hoffnungslos. Wie die Alpen glanzvoll und freudig leuchten, wenn sie die Sonne bescheint, aber grau und widerlich aussehen unter einem Regenhimmel, so verlieren alle Ideale der Menschheit ihren Zauber, wenn ihnen das Licht aus dem Zentrum der Weltanschauung entzogen ist.

Die wissenschaftliche Forschung führt zu einer endlosen Vermehrung des Vorrats von Einzelwissen; aber man erwartet von ihr keine Antwort mehr auf die Fragen, die den Menschengeist im Innersten berühren; und dann fehlt ihr der Zug des Jugendlichen und Hoffnungsvollen. In der Politik ist auf ungeheure Erfolge ein allgemeines Gefühl der Enttäuschung und Verstimmung gefolgt. Den Inhalt des Staatslebens bildet der Kampf wirtschaftlicher Interessen. Die Parteien erschienen früher als Gruppen von Gesinnungsgenossen mit bestimmten gemeinsamen Idealen, von deren Ringen man eine gegenseitige Berichtigung und einen Fortschritt zum vollkommnen Staate erwartete. Heute sehen wir in ihnen nur Gruppen von Interessenten, die sich um die Verteilung des Nationaleinkommens streiten. Früher suchte eine ideal gerichtete Politik den Gegensatz von Staatsmacht und Freiheit innerlich zu überwinden, indem sie die Vollendung der sittlichen Persönlichkeit in der freiwilligen Unterordnung unter das Gesetz des Staates darstellte. Heute gilt die rein mechanisch begründete und wirkende, von Gesinnung und Ueberzeugung des Volks möglichst unabhängige Gewalt als das höchste Gut für den Herrscher, die Teilnahme an dieser Gewalt und ihre Ausbeutung für persönliche Zwecke als das natürliche Ziel politischen Ehrgeizes.

Wegen dieser vollkommnen Trennung der Politik von ethischen und humanen Idealen bekommen auch Bestrebungen, denen die allgemeinste Sympathie gehört, durch die Art, wie für sie gewirkt wird, einen karrikirten, für das sittliche Gefühl beleidigenden Charakter. Unter der Firma nationaler Gesinnung wird nicht selten Brutalität gegen Minoritäten fremden Stamms gepriesen und Gerechtigkeit als Charakterschwäche oder Mangel an Patriotismus gebrandmarkt. Von der Rechtsprechung wird unverhohlen gefordert, daß sie ihren Namen vergesse und, wo politische Gegensätze in Frage kommen, ein Organ zur Kriegsführung gegen Volksgenossen werde. Die Kolonien, die dem frommen Gemüte im Lichte der Mission, einem weltlichen Humanismus wenigstens als eine Propaganda der Zivilisation in einem idealen Lichte erschienen, sollen nur noch der Ausbeutung widerstandsunfähiger Naturvölker dienen. Wenn man auch einige Bedenken hat, empörende Ausschreitungen geradezu gutzuheißen,

so nimmt doch der nationale Stolz, den man so gern aufruft, niemals die ethische Wendung, daß man für Deutschland den Ruhm wünscht, es möge seine Kolonisation edler, reiner, menschlicher in der Geschichte dastehen als die andrer Nationen. Der „Kampf ums Dasein“ läßt solche Sentimentalitäten nicht zu.

Was aber ist das letzte Ziel dieses Kampfes? Was der Wert dieses Daseins selbst? Der moderne Mensch ist zu sozial gerichtet, um nach der Art unsrer Klassiker in der höchsten Vollendung individueller Bildung das Ideal zu sehen; zu skeptisch, um an die Möglichkeit einer wesentlichen Verbesserung der allgemeinen Zustände, an eine höhere Stufe allgemeiner Glückseligkeit zu glauben. Das allmähliche Aufsteigen des Arbeiterstandes, das sich trotz aller Abwehrmaßregeln vollziehen muß und für jeden Unbefangnen einen Kulturfortschritt bedeutet, wird durch die Abnahme des Bedarfs an Menschenarbeit bei zunehmender Herrschaft und Vollkommenheit der Maschine beeinträchtigt. Die berüchtigte „Reservearmee“ nimmt nicht ab. Ueberall bei gelehrten und ungelehrten Arbeitern ist ein Ueberfluß an Menschen. Das Scheusal des Bevölkerungsproblems, dem keine menschliche Kraft beikommen kann, grinst uns bei jedem Versuche eines Fortschritts höhnisch entgegen. Selbst die christliche Barmherzigkeit muß sich die Frage gefallen lassen, ob sie eigentlich sozial berechtigt ist, ob sie nicht denen, deren Niederlage im Kampfe ums Dasein gewiß ist, einen schlechten Dienst leistet, indem sie ihre Leiden verlängert.

Die Kunst kann keine Ideale darstellen, die nicht die Seele und den Geist des Volkes behaupten. In einer skeptischen Zeit kann sie nur die trübe Wirklichkeit und die tiefe Melancholie der enttäuschten, ungläubigen Menschenseele widerspiegeln. Es ist eine bittre Selbstironie in dem häßlichen Sprachmißbrauch, daß man dem klaren, einheitlichen und vollendeten Ideale antiker Formenschönheit das gährende, ziellose und unbefriedigte Wesen modernen künstlerischen Schaffens als „die Moderne“ gegenüberstellt.

Dieses Bild modernen geistigen Lebens muß übertrieben scheinen, weil alle Züge weggelassen sind, die mildernd und versöhnend wirken. Aber es kann in diesem Zusammenhange nicht darauf ankommen, die Palliative darzustellen, mit denen die Natur allezeit geschäftig ist, den Menschen an das Leben zu fesseln und ihm die Gewohnheit des Daseins süß zu machen. Unendlich Vieles hat die Kultur gethan, um das Menschenleben zu bereichern und zu schmücken. Auch die sittlichen Kräfte, die das Leben adeln, wirken machtvoll wie je. Bei jedem Atome, der das Herz des Volkes in Bewegung setzt, fühlen wir, daß die Freude am Vaterlande und die Begeisterung für seine Ehre mächtiger sind als aller innere Zwiespalt. Die christliche Liebe, die stärker ist als alle Theorien irdischer Weisheit, arbeitet auf einem unermeßlichen Gebiete. Und auch wer nicht zu den Verehrern „der Moderne“ gehört, kann den hohen Wert energischen künstlerischen Strebens in den Werken neuster Kunst bewundern und sich an manchem wohlgelungnen Liede der Modernen erfreuen. Was aber allen diesen mannigfachen Richtungen fehlt, ist die Einheit eines beherrschenden religiösen Prinzips, das weit genug wäre, alles edle menschliche Streben zu umfassen, und doch fest und klar genug, um Alles zu einer harmonischen Einheit zu verbinden. Der Zwiespalt zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Sittlichkeit und Politik, zwischen Kunst und Leben, zwischen Ideal und Praxis, diese tiefe innere Zerrissenheit des modernen Menschen ist die Folge seiner religiösen Skepsis. Von dieser innern Krankheit kann er nur genesen, wenn ihm das zu Teil wird, was Faust ausspricht:

> Entschlafen sind nun wilde Triebe
> Mit jedem ungestümen Thun:
> Es reget sich die Menschenliebe,
> Die Liebe Gottes regt sich nun.

Die Ueberwindung des Zweifels in der modernen Menschheit kann nicht durch theologische Flickarbeit herbeigeführt werden, sondern nur durch einen Neubau der Weltanschauung auf dem alten, ewigen Fundamente, durch eine wissenschaftliche Großthat von solcher Ueberzeugungskraft, daß die führenden Geister auf allen Gebieten des geistigen Lebens, sofern sie guten Willens sind, ihr zufallen müssen. Die Theologie muß das Rätsel lösen:

Wie reimt sich die Liebe Gottes mit dem das ganze Erdenleben beherrschenden Naturgesetze des Kampfes ums Dasein? Sie muß für das Handeln des Einzelnen und der Völker eine Antwort finden auf die Frage, wie sich die Selbstliebe und Selbstbehauptung, wie sich der durch das Gesetz des Lebens aufgezwungne Egoismus vereinigen läßt mit dem christlichen Ideal der dienenden, hingebenden, sich opfernden Liebe. Sie muß endlich den Rest von Dunkelheit, der bei der immer nur annähernden Lösung jener Probleme bleiben wird, durch eine wissenschaftlich begründete Befestigung und Verklärung der christlichen Hoffnung erhellen. Nur eine solche Theologie kann der Religion die Stellung innerhalb des geistigen Lebens wieder erobern, die allein den Zwiespalt in unsrer Kultur überwinden kann. Die katholische Kirche ist von der Notwendigkeit dieses Werkes tief durchdrungen und bemüht sich in der Konsequenz ihres Prinzips der sichtbaren Autorität, die Weltherrschaft der Kirche auf allen Gebieten des geistigen Lebens herzustellen. Die Persönlichkeit Leos XIII. ist geschichtlich bedeutsam durch die weitblickende Energie, mit der Alles, was die moderne Menschheit bewegt, in den Bereich kirchlichen Wirkens hineingezogen wird. Nichts wäre absurder als eine protestantische Kopie dieses Unternehmens. Ein protestantisches Kirchentum, das Wissenschaft und Kunst, Politik und Wirtschaft durch eine äußere Ordnung, durch rechtliche Organisation beherrschen möchte, würde die Krankheit der Zeit nur vermehren und den innern Zwiespalt rettungslos vergiften. Nur durch eine freie That des Geistes, durch innere Erleuchtung, durch einen friedlichen Sieg des religiösen Prinzips in dem Denken und Streben der Menschheit kann das Höchste geleistet werden. Dazu ist allerdings die mächtigste, geniale Produktivität des religiösen Denkens erfordert, und man kann es wahrhaftig begreifen, wenn aus der Tiefe der ringenden Menschenseele der Seufzer aufsteigt: Wir brauchten einen neuen Luther! Aber wenn das Höchste zu leisten nicht von menschlicher Vorsorge und menschlicher Arbeit abhängt, so ist doch die klare Erkenntnis dessen, was uns fehlt, ein erster notwendiger Schritt zum Ziele. Und alle aus dieser Erkenntnis stammende Arbeit in Wissenschaft und Leben muß einen göttlichen Segen haben. Sie muß sich geweiht und geadelt fühlen als die Vorbereitung einer neuen Periode menschlicher Kultur, eines Zeitalters überwundner Zweifel, fester und beglückender religiöser Gewißheit, in der die Religion nicht als äußeres Kirchentum, sondern als überlegne Geistesmacht Wissenschaft und Kunst, Staat und Gesellschaft beherrschen wird. Dann wird der „moderne Mensch“ das Produkt einer kämpfenden, aber nicht hoffnungslosen Uebergangszeit selbst der Vergangenheit angehören. Friedrich Curtius

---

Das Wesen der ultramontanen Gefahr

2

Graf Hoensbroech, der ehemalige Jesuit, hat sich zu seinen frühern Verdiensten um Enthüllung der thatsächlichen Zustände im ultramontanen Katholizismus ein neues erworben durch seine jüngste Schrift, die die Summe aus allen frühern zieht: „Die ultramontane Gefahr.“ Diese besteht nach ihm in der Bedrohung unsrer geistigen Kultur, politischen Verfassung und nationalen Existenz durch das politische Papsttum.

Wir sehen Hoensbroech als einen Zeugen ersten Ranges in allen Fragen an, die das katholische und ultramontane Wesen betreffen, und es fällt darum nicht leicht, ihm zu widersprechen. Zunächst aber gebührt ihm Dank für die ausgezeichnete Schilderung des Wesens des Ultramontanismus, für die streng sachliche, von jeder persönlichen Gereiztheit freie und im Geiste echten Christentums gehaltne Beschreibung seines Gegners. Auch seine Kritik der bisherigen Bekämpfung des Ultramontanismus wird auf protestantischer Seite meist Billigung finden. Weniger Zustimmung dagegen hat gerade das, worauf Hoensbroech den meisten Wert legt, sein Vorschlag einer neuen Kampfesweise gegen den Ultramontanismus gefunden.

Hoensbroech hält die ultramontane Gefahr für viel größer als die sozialdemokratische und macht unsern Sta[...]

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

mit Recht den Vorwurf, daß sie aus Angst vor dieser jene unterschätzen. Darin hat er vielleicht Recht. Denn je mehr die sozialdemokratische Partei die Partei aller Unzufriednen wird, einer um so stärkern Umbildung wird sie unterliegen. Die Partei macht das Programm, nicht umgekehrt. Die Partei wird suchen den Staat zu beherrschen, aber nicht zu zerstören. Dagegen bedroht das ultramontane Programm der schrankenlosen Herrschaft des Papsts über Seelen und Leiber, Kaiser, Könige, Fürsten und Völker wirklich unsre ganze Staats- und Gesellschaftsordnung, die auf dem Grundsatze der Trennung von weltlicher und geistlicher Gewalt, auf Glaubens- und Gewissensfreiheit, Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Rechte von der Religion, auf Ausschließung alles äußern Zwanges aus der Kirchendisziplin, auf Gleichheit aller Stände vor dem Gesetz beruht. Nun meinen unsre Staatsmänner offenbar, es sei keine Gefahr, daß jemals wieder das kanonische Recht Geltung erlangen könne. Hier wird man Hoensbroech Glauben schenken müssen, der seine Leute besser kennt. Es fehlt nicht am Willen, sondern an der Macht. Ein Staat, in dem die Jesuiten die Macht hätten, würde sofort mit diesen Gesetzen furchtbaren Ernst machen. Und zwar nicht erst in ferner Zukunft, sondern heute. Einstweilen sind wir ja noch weit davon entfernt, und das numerisch im ganzen stärkere Wachstum des Protestantismus, dessen größerer Anteil am materiellen Vermögen und der geistigen Leistung schränken diese Befürchtung ein; gerade der sozialdemokratische Radikalismus bildet für den Ultramontanismus ein starkes Hindernis. Wohl aber macht sich die Beunruhigung durch eine das ganze Leben wie ein Netz mit unsichtbaren Maschen überziehende ultramontane Propaganda und Beeinflussung aller Verhältnisse fühlbar. Ist es nicht schon Uebels gerade genug, wenn unser Volk immer mehr in zwei Hälften auseinanderfällt, die einander nicht mehr verstehen, weil man sie künstlich auseinanderhält?

Hoensbroechs Schrift ist bestimmt für Katholiken und Protestanten. Den Katholiken will er beweisen, daß der Ultramontanismus kein Christentum ist; die Deutschen, die nicht ultramontan sind, warnen vor der ultramontanen Gefahr; den Regierungen will er zeigen, wie sie die „Wurzel des Ultramontanismus durchschneiden“ und so das Zentrum los werden können.

Der Nachweis, daß Ultramontanismus und katholische Religion ganz verschiedne Dinge sind, daß der Ultramontanismus nur ein weltliches politisches System ist, das unter dem Deckmantel der Religion die Ziele weltlicher Herrschaft verfolgt, nämlich für das religiöse Haupt der katholischen Religion, den Papst, die Rolle eines politischen Großkönigs — wird Hoensbroech ohne Mühe gelingen bei protestantischen und altkatholischen Lesern, vielleicht auch bei Katholiken, die so denken wie Möhler, Annette Droste, Bischof Diepenbrock. Aber die heutigen Katholiken können und dürfen das nicht anerkennen. Denn für sie ist ja eben die von Gott eingesetzte Papstgewalt, die die ganze Kirche trägt, die Bürgschaft aller Religion, aller Verbindung mit Gott. Der moderne Katholik glaubt an Gott, weil es einen Papst giebt. Hoensbroech mag zeigen, daß in den authentischen Aussprüchen Christi eine solche weltliche Herrschaft nicht begründet ist, und daß die alten Kirchenväter dem Petrus und seinen Nachfolgern niemals eine weltliche Herrschaft beigelegt haben. Dagegen steht der noch neulich eingeschärfte Grundsatz, daß die Aussprüche Christi zu verstehen sind nur nach der Auslegung bewährter Lehrer, und diese sind eben nicht nur die alten Väter, sondern vor allem alle unfehlbaren Päpste, die oft genug diese politische Weltherrschaft sich beigelegt haben. Der alte Katholizismus, der nur das geglaubt hat, was immer, überall und von Allen geglaubt worden ist, ist eben durch die Unfehlbarkeit beseitigt. Religion ist für jeden wirklichen Katholiken heute das, was der Papst dafür erklärt. „So lange der religiös-katholische Christ auf dem Boden des Evangelium verharren will — und für das Christentum giebt es »keine andre Grundlage als die von Christus gelegte« —, so lange muß er den Ultramontanismus als nicht zu seiner Religion gehörig verwerfen,“ sagt Hoensbroech. Ich bezweifle das. Ein gläubiger Katholik von heute wird diesen Unterschied zwischen Evangelium, Wort Christi und Kirchenlehre gar nicht zugeben. Die von Christus selbst gelegte Grundlage ist

eben Petrus oder die unfehlbare Autorität der Kirche, in der das Wort Christi ohne Rest aufgeht. Hoensbroech liest jetzt die Bibel mit den Augen eines Protestanten ohne die Brille der katholischen Tradition. Der korrekte Katholik dagegen sieht überhaupt nur vermittelst der Gläser, die ihm die Kirchenlehre vorhält. Darum hat Hoensbroech auch einen Begriff von Religion, den ihm nur ein Protestant ohne weiteres zugeben wird. „Für die einzelne Menschenseele sollte die Religion Jesu Christi eine Führerin sein; mit den Staaten als Staaten sollte sie nichts zu thun haben, geschweige denn ein Hoheitsrecht über sie besitzen.“ Der Katholik ist dagegen überzeugt, daß seine Religion eine andre Aufgabe hat. Sie ist von vornherein sozial und politisch gerichtet. Er glaubt gar nicht an einen Gott für die Einzelseele, sondern an einen Gott, der die Welt geschaffen hat um der Kirche willen, und der sich gerade nur in dieser einen Kirche mit den Menschen verbindet. Hat Gott die Kirche gegründet, dann muß die Kirche teil haben an der Prärogative Gottes. Gott beherrscht die Welt, also muß auch die Kirche die Welt beherrschen. Der die Weltherrschaft behauptende oder erstrebende Papst ist für den Katholiken die irdische Verkörperung seines Gottes. Es ist geradezu die Majestät Gottes, die er empfindet, wenn er vor dem Statthalter Gottes im Vatikan niederkniet. Für uns Protestanten ist das gar keine Religion, sondern die Travestie der Religion. Aber können wir leugnen, daß es für die Katholiken Religion ist? Das Wort Religion ist eben ein neutrales Wort. Die Religion schließt alles Mögliche ein von der begeisterten Hingebung bis zum nackten Egoismus. Nur die Religion, die Jesus Christus selber hatte und übte, ist ganz rein und fehlerlos. Aber der Katholik wird uns, wenn wir das sagen, erwidern: Und was nun diese Religion Jesu Christi gewesen sei, darüber streitet ihr euch alle untereinander, also erlaubt uns, das dafür zu nehmen, was in der Kirche, die Christus auf Petrus und seine Nachfolger gegründet hat, mit majestätischer Sicherheit durch die Jahrtausende hindurch als seine alleinige Offenbarung durch den Mund der Päpste verkündigt worden ist. Hoensbroech ist so völlig der Unsre geworden, daß er nun auch nicht mehr neukatholisch denken kann. Wollte Gott, es ginge vielen Ultramontanen so! Einstweilen aber müssen wir doch rechnen mit dem neukatholischen Begriff von Religion, und das ist der: Religion ist Gehorsam gegen die Gott gewordne Kirche. Die Menschwerdung Gottes vollendet sich in der Kirche. Die Kirche steht an Gottes Statt. Damit ist die gottgleiche Stellung ihres irdischen Oberhauptes gegeben. Es bleibt dabei: auch der Ultramontanismus oder der Glaube an den allein selig machenden Papst ist eine „Religion,“ wenn auch eine mit Politik völlig verfilzte. Und da es nach Hoensbroech „unmöglich ist, eine Religion zu bekämpfen,“ so liegt darin der Kern der ultramontanen Gefahr. Der überlegne Kenner des Treibens der Ultramontanen kann daneben doch Recht behalten. Sicherlich sind viele von denen, die die vatikanische Politik machen, längst über jede Religion hinaus, d. h. über das, was wir noch Religion nennen dürfen; sie treiben allein den Kultus der Macht, der eignen Macht. Aber nicht in diesen sitzt die Gefahr, sondern in den Millionen, die vor ihnen auf den Knieen liegen!

Das zähe Leben des Papsttums erklärt sich daraus, daß sein Machtanspruch, einmal erhoben, nicht wieder aufgegeben werden kann, wohl aber jahrhundertelang mit „Rücksicht auf die Zeitverhältnisse“ in petto behalten, wodurch sich die Staatsmänner regelmäßig täuschen lassen, obwohl die Kurie es niemals an der vollen Offenheit über diesen Punkt hat fehlen lassen. So lehren auch heute die Jesuiten ungenirt die unbedingte unumschränkte Herrschergewalt des Papstes über alle andern Souveräne und alle weltlichen Gewalten und Ordnungen, soweit sie irgend mit dem Seelenheil in Verbindung stehn, sein Recht, weltliche Fürsten abzusetzen, jedes Staatsgesetz für nichtig zu erklären, Ketzer bis zum Tod zu verfolgen, die Inquisition mit ihren „gesegneten Scheiterhaufen“ (so die Zeitschrift Analecta ecclesiastica 1895!) aufzurichten, die Entrechtung aller, die nicht katholische Christen sind, die Aufsicht über alle Schulen und den gesamten Unterricht, die unbedingte Zensur aller Bücher und Schriften, und mit Vergnügen läßt man in einer katholischen Dogmatik den Blödsinn drucken, daß die Hölle nicht im Mond

liegt und nicht im Mars, sondern mitten in unsrer guten alten Erde, und daß die Vulkane ihre Schornsteine sind. In einem nach korrekt vatikanischer Lehre eingerichteten öffentlichen Leben würde der ganze Wust mittelalterlichen, d. h. heidnischen Aberglaubens und die ganze jesuitische Afterwissenschaft freien Lauf haben, dagegen unsre gesamte moderne Philosophie, Geschichts- und Religionsforschung würde verpönt sein bei der Strafe, die Giordano Bruno traf, und zwar an Büchern vollzogen und an Menschen. Solche mit unglaublicher Keckheit vorgetragnen Ansichten erregen nicht einmal mehr die Aufmerksamkeit der Staatsregierungen; was Wunder, wenn naiv gläubige Katholiken denken: man sieht es doch, wie Gott mitten unter seinen Feinden zu herrschen weiß. Er hat ihnen allen die Augen gehalten, daß sie auch wider Willen Werkzeuge der Weltherrschaft des Papstes sein müssen. Ist im Ultramontanismus die Religion Machtanbetung geworden, so wird die Wahrnehmung von dem stillen Wachstum dieser Macht erst recht zu einer Bestärkung in dieser Religion.

Wer mit den Augen eines wohlerzognen Neukatholiken die Welt ansieht, der muß glauben, der Papst regiere die Welt. Hoensbroech beruft sich für seine These auf die Geschichte, aus der erhelle, wie spät erst die ultramontane Ansicht aufgekommen ist. Man begreift es, daß der Blick eines Mannes, der in heißen Seelenkämpfen gerettet worden ist aus der Not jesuitischer Verbildung des Intellekts, seinen Blick lieber haften läßt auf den Partieen der Geschichte, die von der Wahrheit Zeugnis geben und nicht von ihrer Entstellung. Wir andern, die das unschätzbare Glück gehabt haben, aufzuwachsen in der freien Luft einer reinen Religion, gewahren auch die unmerklichen Uebergänge vom ursprünglichen Christentum zum beginnenden Katholizismus, vom Katholizismus zum Hierarchismus, vom Glauben an die alleinseligmachende Kirche zum Glauben an den Papst, vom religiösen Papsttum, dem Amt des Weltseelsorgers zum Theokraten, dem Weltherrscher in Gottes Auftrag. Lag denn, zumal nachdem der Begriff des Priestertums in den Mittelpunkt des Christentums getreten war, der Gedanke so fern, daß zu der unfehlbaren Herrschaft über die Seelen, die der Priester erstrebt, auch die über die Leiber kommen müsse? Wir wissen aus der Geschichte, daß jede Religion ihre Zeit hat, wo sie aus einer Wohlthat zur Plage wird. Es giebt keine Religion, die nicht durch Priester entweiht worden wäre, eben weil es keine Religion giebt, die nicht Priester gebiert. Obwohl Jesus Christus alles Priestertum abgeschafft hat und uns insgesamt an die alleinige Anbetung des Vaters gewiesen, ist auch dem Christentum diese Depravation nicht erspart geblieben. Und die weltlenkende Vorsehung scheint grade durch den ungestörten Ablauf der Krankheitsprozesse die Heilung erreichen zu wollen. Wir nennen darum die Krankheit nicht Gesundheit, wenn wir die Opfer dieser Krankheit wohlwollend behandeln. K S

Aeußere Schwierigkeiten für die armenischen Reformbestrebungen

Der eigentliche Kern dessen, was dem armenischen Volke nach der Ansicht aller seiner führenden Elemente notthut, ist die Hebung der Volksbildung. Der Unterschied zwischen den Parteien ist allerdings darin sehr bedeutend, daß der größere Teil der armenischen Intelligenz nur auf die rein realistischen Bildungsfächer Wert legt und insbesondre der kirchlich-religiösen Jugenderziehung in Allem, was auf wirkliche, innere Vertiefung abzielt, gleichgiltig oder geradezu mit Abneigung gegenübersteht, während die kirchlich interessirten Kreise religiöse und praktisch-intellektuelle Hebung des Volkes zusammen erstreben. Diese letztere Richtung kommt für uns hauptsächlich in Betracht; sie hat vorwiegend, aber nicht ausschließlich, ihre Vertreter unter der besser gebildeten Geistlichkeit. Die kirchliche Presse und ein bis zwei der bedeutenderen, auf russischem Boden erscheinenden armenischen Tageszeitungen stehen ihr zur Verfügung, während das meistgelesene Blatt, das Organ der „Aufgeklärten“, dem die Jugend größtenteils anhängt, für sie meist nur Spott hat. Selbst die Person des Katholikos wird da nicht verschont. Die auf den russischen Gymnasien und Universitäten herangebildeten Armenier sind es, die besonders zu dieser letztern Richtung neigen; man nennt sie nach dem Namen ihres Hauptorgans Mschak (der Arbeiter) „Mschakisten.“

Man wird den Armeniern bis zu einem gewissen Maße darin Recht geben müssen, wenn sie — wie gesagt auch die kirchliche Partei — die Volksbildung als den wichtigsten Punkt ihres Reformprogramms ansehen. In der That ist nicht gut denkbar, daß es gelingt, Kirche und Religion zu heben und zu veredeln, ohne daß zuvor die Masse des Volkes auf einen gewissen Bildungsstandpunkt gebracht wäre. Ist das aber geschehen, so kann man sagen, daß Kirche, Religionsanschauung, Kultus und Priester von selber nachfolgen müssen. Luther hat es auch gewußt, daß Evangelium und Volksschule zusammengehören, daß dagegen tüchtige Schulen und geistliche Finsternis und Aberglaube nicht zusammen bestehen können. Es versteht sich von selbst, daß bei solcher Arbeit der Schule im Mittelpunkt Religionsunterricht und Muttersprache stehen müssen. Unbedenklich muß man zugeben, daß alle Arbeit an der Reform des Pfarrklerus solange in der Luft schwebt und keine wirklichen Früchte tragen kann, als nicht, in den Grundlagen wenigstens, der feste Unterbau der Schule besteht.

In den Kreisen der Christlichen Welt weiß man, daß die überwiegende Masse des armenischen Volkes als Bauern und Hirten auf dem flachen Lande lebt. Das ist sowohl im türkischen als auch im russischen Armenien so. Etwa zwei Drittel der Nation leben, teils im eigentlichen Stammlande, teils in dessen unmittelbarer Nachbarschaft, noch in den alten, primitiven und patriarchalischen Lebensformen — der Rest bildet eine Diaspora, deren Hauptzentren Konstantinopel und Tiflis sind. Diese armenische Diaspora ist der Sitz der Hauptschäden des Armeniertums; sie lernen die Europäer fast allein kennen, und auf die hier gemachten Erfahrungen geht dann das ungünstige Urteil über das ganze Volk zurück. Hier sitzen aber auch ganz ausschließlich die großen Kapitalien, und von hier fließen die Stiftungen und laufenden Zahlungen für die verschiednen armenischen Bildungsanstalten höherer Art, mit Ausnahme der bereits erwähnten bischöflichen Seminarien. Diese lediglich aus privaten Mitteln unterhaltnen großen Schulen waren durchweg als Gemeindeschulen organisirt; der Unterricht wurde in armenischer Sprache erteilt, mit Ausnahme des Russischen sowie der russischen Geschichte und Geographie, und war fast ganz auf die Realfächer beschränkt: Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie; dazu natürlich armenische Volks- und Sprachkunde im weitesten Sinne, wozu auch ein gewisser Religionsunterricht gehörte, der aber nicht tief ging. Manche Schulen, z. B. die in Baku, waren vielklassige Anstalten, mit allen modernen Lehrmitteln ausgerüstet, über tausend Schüler beiderlei Geschlechts zählend, Schulgebäude nach dem Muster unsrer Großstädte — aber sie kamen nur wenig der großen Masse des Landvolks in dem städtearmen armenischen Hochlande zu gute, sondern dem jungen Nachwuchs der immer stärker anschwellenden Diaspora in den großen Mittelpunkten der Industrie und des Handels, außerhalb des eigentlichen Armeniens. Ein Beispiel für diese letztere Entwicklung ist Tiflis, die georgische Hauptstadt, das gegenwärtig unter etwa 140000 Einwohnern bereits etwas über die Hälfte Armenier zählt, weil diese betriebsamen und bildungsdurstigen Leute fort und fort nach diesem Zentrum gezogen werden. Aehnlich liegen die Dinge in den aufblühenden Städten Baku und Batum, besonders dem erstern Orte. Das Lehrermaterial für die genannten Schulen wurde größtenteils auf russischen Universitäten vorbereitet; für die untern Klassen genügte zum Unterricht auch eine mehr elementare Bildung. Hin und wieder trifft man auch im Auslande, Deutschland und Frankreich, ausgebildete Männer an den wichtigsten Stellen.

Von Schulen solcher Art nun konnte*) für eine Besserung der kirchlichen Zustände nicht viel erwartet werden, weil die ganze Art des Unterrichts und die Bildungsideale, die hier verfolgt

*) Es wird alsbald deutlich werden, weshalb der Verfasser in der Vergangenheit redet.

wurden, größtenteils nicht geeignet sind, bei den Lernenden ein Interesse an der Verinnerlichung der Religion zu erwecken. Ganz anders dagegen steht es mit den Landvolksschulen. Hier gingen Kinder zur Schule, die im Dorf blieben und viel elementarere Kenntnisse erhielten, Kinder die, allmählich heranwachsend, eine neue Generation bilden mußten, der dann nicht mehr mit dem starren, geistlosen, oft rohen Wesen der jetzigen Kirche, mit unwissenden Priestern und bloßem primitiven Kultus gedient war. Es müßte vielmehr erstens eine Hebung von Priesterstand und Religion die Folge einer solchen breit ausladenden Verbesserung der Volksbildung sein; zweitens aber würde auch umgekehrt die Kirche, je höher sie sich emporarbeitete, ein um so engeres und ihrerseits fruchtbringenderes Verhältnis mit diesen ländlichen Volks- und Gemeindeschulen eingehen. Gerade diese Schulen waren es, auf die alle irgendwie reformfreundlichen und kirchlich-religiös interessirten Leute unter den Armeniern die größten Hoffnungen setzten, und man muß staunen, was nach der Richtung hin bereits aus der eigensten Kraft des Volkes, aus den Gemeinden heraus, geleistet war — als der große Schlag kam, der vorläufig alles zerstört hat: der Befehl der russischen Regierung, alle armenischen Gemeindeschulen zu schließen.

Es gab zu Beginn des Jahres 1897 im russischen Armenien, die armenische Diaspora in ganz Transkaukasien mit einbegriffen, gegen zweihundert Gemeindeschulen, das heißt bei einer Volkszahl von etwa 900000 Seelen eine Schule auf 4400 Armenier. Das ist ein ganz unerhört günstiges Verhältnis, zumal wenn man damit das übrige Rußland vergleicht und bedenkt, daß es noch vor zwei Menschenaltern überhaupt keine armenischen Volksschulen dort gab. Und das haben die Armenier ganz allein aus sich heraus geschaffen, ohne die geringste Förderung, ja gegen die eigentlichen Wünsche der Regierung, ohne einen Pfennig öffentlicher Gelder, ohne eigne Lehrerbildungsanstalten, ohne daß vorher in ihrer Sprache die geringste pädagogische Litteratur, die bescheidensten wissenschaftlichen Hilfsmittel für den Schulbetrieb existirten! Fürwahr, diese Leute verdienen Respekt. Wo ist das Volk, das ihnen in gleicher Lage diese Leistung nachmacht? Von jenen zweihundert Schulen waren natürlich weitaus die meisten Volks- oder Dorfschulen der einfachsten aber wie gesagt nützlichsten Kategorie unter allen armenischen Bildungsanstalten; unter ihnen befand sich auch eine erhebliche Anzahl Mädchenschulen. Das Geld brachten in der Hauptsache die Gemeinden auf; hier und da war eine etwas weniger ärmlich ausgestattete Kirche in der Lage, mitzuhelfen. Dazu kamen nicht unbeträchtliche Summen, die von Privaten fortlaufend der armenischen Kirchenverwaltung, den Bistümern und dem Katholikat, zu dem allgemeinen Zwecke der Förderung der Volksbildung teils testamentarisch vermacht, teils bei Lebzeiten der Spender überwiesen wurden. Große Stiftungen wurden zwar in der Regel zur Errichtung von Schulen höherer Gattung in den großen Städten bestimmt, aber kleinere Beträge wurden der Kirche meist zur freien Verfügung gestellt. Vielfach gilt es geradezu als eine selbstverständliche Pflicht des Anstandes, bei jeder Testamentsaufstellung die Kirche zu Gunsten der Volksbildung mit zu bedenken.

In diese ganze blühende Entwicklung, die, wie gesagt, besonders was die Volksschulen anbetraf, von den maßgebenden und einsichtigen Kreisen im hohen Klerus und im Kirchenregiment aufs eifrigste gefördert wurde, schlug vor einem Jahre wie ein Blitzstrahl die Schließung sämtlicher armenischer Schulen durch die russische Regierung ein, mit Ausnahme der bischöflichen Seminarien und der geistlichen Akademie zu Etschmiadsin. Diese letztere ist im wesentlichen ungefähr ein Realgymnasium mit stark kirchlichem Charakter und einem mehrklassigen Oberbau, der die Anfänge einer wissenschaftlichen Ausbildung in mehreren Fächern, besonders Religion, zu geben imstande ist. Schon seit dem Regierungsantritt des Kaisers Alexander III. waren der Entwicklung des armenischen Schulwesens allerlei Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden, während die radikale Maßregel der gänzlichen Schließung gerade jetzt, unter der Regierung Nikolaus II., von der man vielfach größere Toleranz erwartete, eingetreten ist.

Der Grund hierfür ist ein doppelter: erstens die Abneigung der gegenwärtigen russischen Politik überhaupt, entwickeltere nationale Selbständigkeiten und Besonderheiten innerhalb der europäischen Grenzen des Reiches bestehen zu lassen, und zweitens Verhältnisse der auswärtigen Politik, insbesondre die russischen Pläne im jetzt noch türkischen Vorderasien. Rußland verfolgt gegenwärtig mit Rücksicht darauf, daß es all sein Interesse auf Ostasien konzentriren muß und daher im europäischen Orient Ruhe braucht, eine „türkenfreundliche" Politik. Zunächst bildet gerade in dieser möglichste Unfreundlichkeit gegen die Armenier ein Hauptmittel zur Beruhigung des Sultans, weiter aber hält man sich in Petersburg trotz aller angeblichen Türkenfreundschaft doch unverrückt für den natürlichen Erben des kranken Mannes in Kleinasien und den Euphratländern. Zu diesem Gebiet gehört aber auch Armenien, so weit es türkisch ist — und den Bissen fürchtet Rußland sich allzu unverdaulich zu machen, wenn die Armenier sich zu sehr entwickeln. Von diesem Gesichtspunkt aus, der Besorgnis vor der innern, geistigen Kräftigung der armenischen Nation, erklärt sich Rußlands Verhalten sowohl seinen eignen Armeniern als auch den türkischen Greueln gegenüber. In der russischen Gesellschaft und auch in den regierenden Kreisen besteht das tief eingewurzelte Mißtrauen, die Armenier strebten nach der Errichtung eines selbständigen armenischen Staatswesens, zu dem sie im Falle der Niederlage Rußlands in einem europäischen Kriege sowohl das türkische als auch das russische Armenien vereinigen zu können hofften. Dieser Verdacht ist grundlos, ja was den politisch denkfähigen Teil des armenischen Volkes anbetrifft, geradezu absurd. Das Ideal der Armenier ist nichts weiter, als die Erhaltung und Emporentwicklung ihrer Nation. Die Faktoren, die diese bedrohen, sind die türkischen Scheußlichkeiten mit Feuer und Schwert, die Entnationalisirungsversuche von seiten der Russen, endlich als ein nur teilweise selbständiges Moment die Auswanderung aus dem alten Stammlande in die großen levantinischen und pontisch-kaspischen Handelsstädte. Auch bevor es zu den Metzeleien der letzten Jahre kam, war die Lage der türkischen Armenier eine menschenunwürdige; ebendaher wurden ihnen nach dem letzten russisch-türkischen Kriege 1878 auf dem Berliner Kongreß von den europäischen Großmächten gewisse Reformen garantirt. Bekanntlich hielten die Regierungen ihr den Armeniern gegebnes Wort nicht, während die Armenier sich fortgesetzt vergeblich darum bemühten, mit ihren Schmerzen von neuem zu Gehör zu kommen. Was man ihnen in Berlin versprochen hatte, war in der Hauptsache eine Abgrenzung der armenischen Gebiete in der asiatischen Türkei und eine Ausstattung der Bevölkerung dieser Provinzen mit gewissen Rechten, für die der Name Autonomie zwar noch viel zu weitgehend gewesen wäre, die aber doch genügt hätten, die Nation aufatmen zu lassen und ihr den Beginn einer geistigen und materiellen Kulturentwicklung zu ermöglichen. An dem Unterthanenverhältnis der türkischen Armenier gegenüber dem Sultan und dem türkischen Reiche sollte dabei nicht gerüttelt werden. Da Niemand über die Erfüllung dieser Zusagen wachte, war der Türke natürlich nicht der Narr, sie zu halten. Rußland stand ursprünglich der Konsolidirung und Hebung der türkischen Armenier nicht unfreundlich gegenüber, zumal da es ihnen für seinen Feldzug 1877/78 in der asiatischen Türkei viel verdankte, aber die schlimmen Erfahrungen, die es mit Bulgarien machte, verdarben ihm die Lust, fernerhin die Bildung autonomer oder halbautonomer Provinzen und Vasallenstaaten auf türkischem Boden zu begünstigen. Es hatte gehofft, in dem durch russisches Blut befreiten Bulgarien sich einen ergebnen Klienten geschaffen zu haben — statt dessen erwies sich das Bulgarenvolk bald als so selbständig und eifersüchtig auf die ihm gewordne Freiheit, daß es seinem russischen Patron, als dieser sich auf den Herrn hinausspielte, kurzerhand den Stuhl vor die Thür setzte. Begreiflicherweise kühlte das in Petersburg auch das Interesse für die armenischen Wünsche und Hoffnungen ab. In neuester Zeit erfolgte dann die Wendung der russischen Politik nach Ostasien, die dort nur in dem Falle Erfolg haben kann, daß in Europa die sogenannte orientalische Frage nicht aufgerollt wird. Daher heißt es für Rußland jetzt, mit dem Sultan gut Freund sein, ihn im Glauben

erhalten, daß er von Rußland nicht nur nichts für seine Stellung zu fürchten hat, sondern daß Rußland sogar bereit ist, ihn gegen die Machinationen andrer Mächte zu schützen. Mit einem Eintreten für die Armenier hätte sich die russische Regierung aber ihre ganze Stellung in Konstantinopel verdorben — also konnte der Sultan thun, was ihm beliebte.

Es wirkt also Dreierlei für Rußland zusammen. Erstens: die Besorgnis, sich für den Fall der einstigen Annexion Kleinasiens durch die Kräftigung der türkischen Armenier selbst eine Rute zu binden; zweitens: die Notwendigkeit, um der ostasiatischen Politik willen mit der Türkei in einem guten Verhältnis zu stehen; drittens: das Mißtrauen gegen die eignen Armenier, als hätten sie Gelüste, vom russischen Staatsverbande loszukommen. Diese dreifache Erwägung bringt Rußland zu seinem gegenwärtigen Verhalten gegen die Armenier: wie einerseits Teilnamlosigkeit gegenüber den türkischen Schlächtereien, andrerseits Russifizirungsversuche an den eignen armenischen Unterthanen. Eine ausführliche Darlegung sowohl darüber, warum und wieso die russische Politik gegen die Armenier vom Standpunkte Rußlands selbst aus falsch ist, als auch, daß kein vernünftiger Armenier an Losreißung von Rußland denkt, muß hier für dieses Mal unterbleiben. Rußland hat nun einmal seinen Standpunkt eingenommen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich in der nächsten Zeit ändern wird. Natürlich ist an wirkliche Russifizirung der russischen Armenier bei der beispiellosen Zähigkeit und nationalen Widerstandskraft des Volkes gar nicht zu denken, und daher hat die russische Regierung einstweilen auch nur die nötigen Maßnahmen treffen können, um den Quell, aus dem das armenische Volkstum seine beste Nahrung und seine sicherste Anwartschaft auf eine Regeneration erhielt, abzuschneiden — eben die Schulen, insbesondre die eigentlichen Volksschulen. Das ist der Schlag, den die russischen Armenier auch am schwersten, am schmerzlichsten, ja verzweifeltsten empfinden.

Man wird zum Schluß ein Urteil darüber haben wollen: welches sind nun trotz allem und allem die Aussichten der Armenier auf Erreichung ihrer Ziele, vorzüglich der Ziele, die sich auf das kirchlich-religiöse Gebiet beziehen? Der schlimmste Feind aller armenischen Ideale ist die Auswanderung, die fortschreitende Zerstreuung in die Nachbarländer und damit natürlich parallel die Entvölkerung der alten Heimat. Die Auswanderung ist die schwerste Sorge namentlich der zugleich kirchlich und patriotisch empfindenden Kreise, denn die Diaspora übt einen furchtbar und fortschreitend demoralisirenden Einfluß auf die Hinausgezognen aus, und Armenien selbst droht darüber saft- und kraftlos und öde zu werden. Das Einstellen der Auswanderung ist der dritte Punkt jenes öfter erwähnten Programms der armenischen Reformer. In seiner bestimmten Formulirung stammt es übrigens von dem gegenwärtigen Katholikos, der es als Bischof (Titularpatriarch) von Konstantinopel aufstellte und seit Jahrzehnten unermüdlich dafür thätig ist. Es ist bereits früher gesagt worden, daß der Armenier, der seine Heimat verläßt und in der Diaspora sein Fortkommen sucht, keinen Besitz an wirklicher Kultur mit sich nimmt; er nimmt dem entsprechend auch keine genügenden sittlich-religiösen Anschauungen, keinen eisernen Bestand von Jugend auf in Schule und Kirche fest eingeprägter und auf alle Lebensverhältnisse anwendbarer moralischer Begriffe mit. Das, was er an solchen hat, ist an sich von hohem Werte, aber er kann es nur in der Heimat brauchen, in der Dorf-, Geschlechts- und Familiengemeinschaft, in die er hineingeboren und hineingewachsen ist, nicht in der Fremde, innerhalb einer höhern äußern Kultur, als ein auf sich gestelltes Individuum im Kampfe um die Existenz. In den eng begrenzten Verhältnissen, die das Leben armenischer Bauern bietet, sind diese Menschen von einer patriarchalischen, festen Sittlichkeit, in den Fragen des Mein und Dein, des Einstehens Eines für den Andern, nicht minder auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens. Die armenische Kirche verbietet, wie die griechische und die römisch-katholische, die Heirat unter Verwandten bis in sehr entfernte Grade hinauf. Vor nicht langer Zeit bemühte sich ein junger Bauer in Etschmiadsin um die Erlaubnis, seine Cousine im dritten Grade

heiraten zu dürfen. Der Katholikos, von den flehentlichen Bitten des Mannes bewogen, war schließlich bereit, den Dispens zu erteilen, als sich der Großvater ins Mittel legte und in der schärfsten Weise Einspruch dagegen erhob. Nach armenischer Sitte lebte das ganze Geschlecht, die Geschwister und Vettern mit Kindern und Kindeskindern, noch in einem großen Haushalt unter dem patriarchalischen Regiment des ältesten Gliedes zusammen. Wenn hier sich auch nur in Gedanken die Möglichkeit eröffnete, daß die jungen Leute beiderlei Geschlechts sich anders ansehen lernten denn wie Bruder und Schwester, so müßte das natürlich in Kürze ganz unhaltbare Zustände geben. Der Alte drang mit seinem Protest durch, und der Katholikos mußte die bereits gewährte Erlaubnis zurückziehen. Diese patriarchalische Sittenstrenge des Volkes kann natürlich nur ihre gute Wirkung üben, so lange die Leute in den seit Jahrtausenden gewohnten ureinfachen Lebensformen auf ihren Dörfern sitzen bleiben. Zwar auf dem sexuellen Gebiete ist auch das Leben der Armenier in der Diaspora verhältnismäßig sehr rein — es soll z. B. in den öffentlichen Häusern in Rußland und im Kaukasus so gut wie nie eine Armenierin getroffen werden, und das armenische Familienleben gilt überall als musterhaft —, aber in allem Andern versagt das moralische Besitztum, das die Ausgewanderten in die Fremde mitnehmen, weil ihre Religion samt der Kultur auf einer niedern Stufe steht. Insbesondre wird das Erwerbsleben davon berührt. Im Hochlande, wo die Armenier zu hause sind, giebt es fast nur Naturalwirtschaft, nur Dörfer und Bauern, keinen Geld- und kaufmännischen Waarenverkehr; in den großen Handelsstädten wirken die große Intelligenz der Armenier, die primitive sittliche und religiöse Erziehung durch ihre Kirche und die allgemein orientalische Anschauung, daß Handel und Unredlichkeit Korrelatbegriffe, ja eigentlich identisch sind, zusammen, um sie zu demoralisiren. Dazu tritt dann in der zweiten Generation sofort eine bewußt materialistische Weltanschauung hinzu, die besonders durch den Besuch der russischen Gymnasien und Universitäten fast mit Notwendigkeit erzeugt wird. Die Auswanderung in die Diaspora also mit diesen ihren geschilderten Folgen ist für die innere Erneuerungsfähigkeit des armenischen Volkes die schwerste Gefahr. Wie gesagt — von den Einsichtigen unter dem Volke ist diese Gefahr erkannt.

Die Lebensfrage, an der jetzt für die armenische Kirche und für die Arbeit ihrer vorgeschrittnen Glieder und Leiter an der sittlich-religiösen Wiedergeburt der ganzen Nation Alles hängt, ist die: Wird es gelingen unter den großen Schwierigkeiten, die die Gegenwart und die nächste Zukunft bieten, die zum Werke nötigen geistigen Kräfte auszubilden? Die geringen eignen Mittel der Kirche sind durch die Not der Flüchtlinge aus der Türkei völlig in Anspruch genommen; der wohlhabendere Teil der Nation hat für wissenschaftliche Bildung der Priester und kirchliche Reformarbeit kein Geld übrig; die russische Regierung erschwert nach Möglichkeit jeden Versuch, ausländische Bildung, besonders theologische, in das russische Armenien zu importiren und hat z. B. neuerdings verboten, daß aus gewissen Stiftungen weiterhin noch Unterstützungen an armenische Kleriker, die in Deutschland studiren, gezahlt werden. Mancher von diesen ist dadurch in bittre Not gekommen. Der wissenschaftliche Zusammenhang mit der evangelischen, insbesondre der deutschen Theologie ist es aber gerade, der den Bestrebungen der armenischen Reformfreunde für ihre Kirche erst eine rechte Aussicht auf Erfolg bei ihrer Arbeit öffnet — und es sind Viele da, die sich in Deutschland zu Arbeitern im Weinberge ausbilden wollten, wenn sie die materielle Möglichkeit dazu hätten.

Neulich hat der armenische Bischof von Baku eine Bekanntmachung erlassen, wonach er zwei gebildete Männer, die Lust zu einem städtischen Pfarramt haben, auffordert, sich bei ihm zu melden. Solche, die die geistliche Akademie von Etschmiadsin durchgemacht haben, könnten sofort den betreffenden Gemeinden zur Wahl präsentirt werden, Leute mit (russischer) Universitätsbildung nach einer Vorbereitungszeit von einigen Monaten beim Bischof. Unter Universitätsbildung ist natürlich eine rein weltliche verstanden; es giebt namentlich nicht wenige Juristen und Philologen armenischer Nationalität, die infolge der gegen-

wärtigen russischen Politik keine Anstellung in ihrem eigentlichen Fache finden. Schon daß man es überhaupt für denkbar hält, gebildete Männer könnten Pfarrer, Mitglieder der Weltgeistlichkeit werden, bezeichnet einen großen Fortschritt; nicht minder, daß man die Notwendigkeit erkannt hat, wenigstens in den großen Städten Persönlichkeiten mit der besten zu findenden Bildung in den Kirchendienst zu bringen. Dergleichen hat z. B. die russische Kirche noch nicht von sich hören lassen. Zugleich ist allerdings deutlich, daß auch dieser tüchtige Bischof eine wissenschaftlich-theologische Bildung selbst für einen Pfarrer ersten Ranges noch nicht als unbedingt notwendig erachtet. Als um so bedeutsamer ist es zu begrüßen, wenn die erste Zeitung der russischen Armenier, der Tifliser „Nor-Dar“ (Neue Zeit), das Ausschreiben des Bischofs von Baku insofern bemängelt, als überhaupt Persönlichkeiten mit rein weltlicher Bildung nach einer für ihre kirchliche Qualifikation doch durchaus ungenügenden Vorbereitungszeit mit in Betracht kommen sollen. Allerdings ist der Nor-Dar ein im besten Sinne konservatives und kirchliches Blatt; das Organ der radikalen und materialistischen Jugend, der schon erwähnte „Mschak“ hat ihm gegenüber geltend gemacht, daß es an einem Pfarrer gerade das Wertvollste sei, wenn er seinen Gemeindegliedern auch medizinische und juristische Ratschläge geben könne!

Mit diesen kurzen Ausführungen mag es für die nächste Zeit genug sein. Die Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß fast ausschließlich von den russischen Armeniern ausgegangen ist; das ist insofern kein Fehler, als zumal in der Gegenwart und für eine vorläufig absehbare Zukunft das türkische Armenien aus der Betrachtung über die innere, geistige, kirchliche Entwicklung des Armeniertums ausscheiden muß. Gott sei das geklagt, denn die Völker Europas und ihre Lenker haben keine Ohren dafür! N

Reisefrüchte aus Graubünden

— Meta von Salis-Marschlins—Nietzsche —

Wer das Bündner Land und seine Leute auch nur aus Conrad Ferdinand Meyers Novellen kennen sollte, wird es liebgewonnen und es achten gelernt haben; wer es aber aus eigner Anschauung wert hält, wird gern Neues aus diesen großartigen Bezirken vernehmen.

Wo ich auch schon rastend und wandernd Sommers im Alpenland verkehrte, immer zog es mich wieder nach Graubünden. Schon die alte Bischofstadt Chur mit ihren engen, buckligen Gassen giebt einen Vorgeschmack des Südens. Die romanische Sprache mit ihren fremd und sagenhaft klingenden Namen von Wassern, Bergen, Dörfern, Thälern versetzt mich in eine Art Märchenland. Die dunkeln, hochgewachsnen Männer und Frauen in ihrer ernsten Kraft und zum Teil wunderbaren Schönheit sehen so recht aus wie die reife Frucht der Verbindung von Norden und Süden, wie die Nachkommen der germanischen Helden, die seit der Völkerwandrung hier sich zusammenfanden mit den feurigen Töchtern Italiens. Im weiten Thal der schäumende, graugrüne Rhein, und auf seinen beiden Seiten über jähen Felshängen Schnee und Eis; unter den düster schwarzen Tannen, die dem Lande seine dunkle Färbung geben, die fast südlichen Weingärten mit ihrem edlen, starken Wein; auf kaum zugänglichen, schroffen Bergvorsprüngen wie Adlernester die uralten Herrenschlösser, meist nicht von Menschenhand, sondern von den ungebändigten Naturgewalten in Ruinen verwandelt; in den Dörfern selbst, mitten unter den wettergrauen, schwarzgeräucherten Holzhütten, alte, hohe Steinhäuser, die einst den alten Herrengeschlechtern, den Salis, den Plantas, den Capolls u. s. w. gehört haben — jedes Seitenthal zur Rechten wie zur Linken wieder voll eigentümlicher Schönheit, und dazu überall fast der evangelische freie, aufgeweckte Geist — dies alles erneuert in mir jeden Sommer wieder die Sehnsucht nach Graubünden. „Der aus einer glücklichen Mischung entstandne, durch die geographischen und politischen Verhältnisse früher kräftig erhaltne rhätische Typus; das knorrig Echte, die stolze Fähigkeit, arm zu sein und trotzdem, vielleicht eben deshalb vornehm; der weite Blick des Grenzbewohners über „Zäune und Grenzen hinweg“ — das ists, was meine diesmalige Führerin, Fräulein Dr. Meta von Salis-Marschlins, „der leidenschaftlich geliebten Scholle der Vätererde“ nachrühmt.

Nun ist es zwar der Hauptzweck dieser Zeilen, auf zwei bedeutsame Bücher dieser Schriftstellerin aufmerksam zu machen. Möge es mir trotzdem erlaubt sein, den Heimatboden, dem diese Schriften entsprossen sind, und der sie doch erst in ihrer Eigenart recht verständlich macht, mit in das Bild hereinzunehmen, — gleichsam diese großartigen Gebirgspflanzen nicht an Drähte gezogen oder in Scherben versetzt, sondern mitsamt einem Stück der Erde, in der sie erwachsen sind, vorzuführen. Wir holen uns doch das Edelweiß lieber selber an der steilen Wand, statt daß wir es auf dem Bahnhof erst uns kaufen.

1. Flims

Der Name dieses an der Oberalpstraße gelegnen Dorfes thut zwar gar nichts zur Sache. Es könnte auch Klosters sein oder Parpan, Arosa oder Thusis; nur in Graubünden muß das Oertchen liegen. Und zufällig war ich eben heuer nach Flims geraten, nicht in die wegen ihrer großen und luxuriösen Gesellschaft mir wenig zusagenden „Waldhäuser,“ sondern ins Dorf selbst, kurz vor der eigentlichen Vakanzzeit. Da fand sich nicht viel Gelegenheit, Reisebekanntschaften zu machen, denen ich mich ohnedies lieber entziehe; viel mehr sagt es mir zu, mit den Einheimischen zu verkehren, und ich durfte auch diesmal einige echte Bündner kennen lernen. Aber in der Hauptsache verließ ich mich diesmal auf eine landesangehörige Gesellschafterin, die ich mir von Hause mitgenommen hatte, die mich in die tiefe Waldeinsamkeit der Ruine Belmont, aber auch auf die aussichtsreiche Muotta und Runkahöhe, an den Laaxer Tobel und zum badewarmen Caumasee mitten im Tannenkessel, ja bis auf den Flimser Stein und am Segnespaß empor begleitete.

Präludien und Fantasien. Die Zukunft der Frau. Zweite, vermehrte Auflage. Von Meta von Salis-Marschlins, Dr. phil. München, Buchholz und Werner, 1891. So lautet der Titel des Büchleins von 146 Seiten, das mit mir ging.

Daß die Verfasserin bei uns wenig bekannt ist, rührt davon her, daß sie nicht mit irgend welchem Verein geht und wenig hält von dem, was auf dem heut so beliebten Wege der Genossenschaften erstrebt wird, — daß überhaupt alles Mittelmäßige für sie nicht vorhanden ist. Diese ihre Eigenart erklärt sich aber völlig bei ihr, dem Sprossen aus einem der ältesten, urwüchsigsten Bündner Adelshäuser. Wer jedoch mit den Fragen der Frauenbewegung vertraut ist, der wird erkennen, wie genau sie mit all dem auf dem Laufenden ist. Nur erwartet sie die Lösung nicht von einer, wenn auch noch so zahlreichen Verbindung der Kleinen, sondern von den großen Persönlichkeiten.

Sie kennt genau das Los der großen bahnbrechenden Geister:

Die Schwalbe, die voraus den andern flog,
Sie macht, das Sprichwort sagts, den Sommer nicht.
Und wenn sie lang ihr traulich Nestchen flicht:
Der Tag erscheint, an dem daß sie sich trog
Vor Augen tritt — die sonst ihr Schwingenpaar
So unablässig in die Lüfte trug,
Liegt kalt und starr, weil sie den kühnen Flug
Zu früh nach Nord gelenkt in die Gefahr. (S. 103)

Und doch kann sie nicht anders:

Sind wir die Thoren, in Nacht verloren,
Die wir im Düstern nach Sternen lüstern,
Gen Himmel schauen? — Oder die Andern,
Die traumlos wandern und im Genusse,
Im heißen Kusse der Lust ergrauen?
Fragt mich nicht; wahllos stehn die Erwählten,
Dem Gott Vermählten, — und ob die Qual groß
Ihres Entbehrens — nimmer doch tauschten
Sie den Berauschten irdischen Begehrens. (S. 5)

Der Trost aber in diesem Wagnis ist:

Wo find ich, was die Bitterkeit versöhnt?
In meinem Wollen, daß ich frei sein will,
Das härtet mich und festigt mich zum Fels;
Hört er das Rauschen eines Wasserquells,
So wird des müden Pilgers Jammer still. (S. 36)

Die leidet doppelt, die die Welt versteht,
Und was sie sah, in grellen Farben malt.
Sie weiß auch, daß sie ewig einsam ist,
Daß die sie richten, denen sie verzeiht,
Die sie verraten, die sie reich beleiht —
Und daß sie sterben muß in kurzer Frist.
Doch wenn der Reiter kommt, der schnelle Tod,
Was ficht sies an, daß sie so einsam ist?
Sie lächelt nur, wenn sie ihr Segel hißt,
Denn auf den Wassern ferne schwimmt ihr Boot. (S. 45)

Das Urteil über die heutige Frau lautet:

Die Frau ist so, wie sie der Mann gemacht;
Wenn er sie schmäht, so schilt er, was er schuf.
Sich selbst zu bilden ist jetzt ihr Beruf;
Geduld, mein Freund, nur langsam weicht die Nacht. (S. 58)

Wie vielfach paßt das Sündenregister:

Wer hob bis jetzt zumeist den ersten Stein,
Wos eine Schwester zu vernichten galt?
Wer hat am lautesten bis jetzt geprahlt,
Wenn eine fiel: Ich blieb gesund und rein?
Und war so kleinlich, so gemein die Frau,
Was trieb sie an? Ein edleres Gefühl?
— Die Mißgunst wars, die kleine Eitelkeit! (S. 112)

Hoch schätzt sie George Eliot:

So irrend schön, so menschlich strebend schwach,
Wie deiner Helden Hand nach Palmen greift,
Wie deiner Helden Fuß nach Höhen schweift,
Es thuts dir keine Schwester, fürcht ich, nach!
Du echtes Weib, der Zukunft große Frau,
Ob auch dein Körper schon zu Grabe sank,
Frisch quillt, wie je, aus deines Bechers Trank
Für durstge Seelen kühler Morgentau! (S. 76)

Wie richtig trifft sie so manche wertlose Bestrebungen unsrer Zeit (S. 91):

Die du die feine Hand mit Wohlgeruch
Getränkt, eh du der Bettlerin sie reichst,
Auf Sammetsohlen in die Hütten schleichst
Und Thränen trocknest mit dem Spitzentuch —
Du bist ein Kind, ein spielend tändelnd Kind,
Das Kartenhäuser baut, indes es brennt.
Man heilt kein Weh, indem man Wonnen nennt,
Man erntet Stürme, sät man auf den Wind.
Dir ist die Schönheit Evangelium,
Und Tröster sind dir Farben, Form und Duft,
In Tönen schlürfst du des Olympes Luft,
Und Lichter machen dich vor Wonne stumm.
Doch jene, denk, sie aßen sich nicht satt,
Sind nackt und kalt und müd; sie sehen nie
Im Sonnenuntergang die Harmonie
Lustvollen Spiels.

In tiefernster Weise faßt sie die Pflichten gegen das Kind:

Ich mein die Vorgeschichten der Geburt.
Wo sie erhellt sind, hebt sich hart und scharf
Das Künftge ab, das keines Worts bedarf.
Wohl euch, die ihr zu spät es nicht erfuhrt! —
Das Dasein nur, als Leben nackt und bloß
Ist eines Danks nicht wert; zum Leben macht
Die Liebe, opferfreudig, erst ein Los! (S. 100)

Mir haben diese Frauenbilder tiefen Eindruck gemacht, ich schrieb in mein Exemplar die Worte „Dichterin, Richterin, Prophetin.“ In der Kraft der gedanken- und der bilderreichen, freilich durch die Gedrungenheit des Ausdrucks dann und wann auch schwerverständlichen Sprache hat die Verfasserin etwas von Annette Droste-Hülshoff; nur erschwert es den vielfach doch sehr gedankenfaulen Lesern das Verständnis und den Zusammenhang, daß über den einzelnen Stücken nicht kurze orientirende Ueberschriften angebracht sind. In der scharfen, unbarmherzigen Kritik der Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander gemahnt sie an die gefürchtete, unbeugsame Richterin, ihre Landsmännin bei Conrad Ferdinand Meyer — während ihr Zukunftsideal bald an Secrétan anklingt, bald zu Vergleichungen mit Ruskin, auch mit Bebel herausfordert.

2. Marschlins

Es drängte mich, bei der Rückreise aus Graubünden womöglich die Verfasserin sehen und sprechen zu dürfen.

An einem glühend heißen Julinachmittag fuhr ich von Chur mit der Bahn nach Landquart, enggekeilt in einen vom Stätzer-

horn zurückkehrenden Verein aus dem Kanton Zürich; Leute, die in ihrer alemannischen Art, mit lärmender Lustigkeit und recht demokratischer Formlosigkeit sehr von meinen bisherigen bündnerischen Bekannten abstachen. Durchs Rheinthal blies ein Föhn, stark genug, den Hut vom Kopf zu wehen und Wolken Staubes aufzuwirbeln, und doch so trocken und heiß, daß der Schweiß auf der Stirn perlte. Aber die Schloßherrin war im Einspänner am Bahnhof, und nun gings in rascher halbstündiger Fahrt rechts ab von der Straße ins Prättigau quer durchs Rheinthal, wo dicht unter dem Bergzug von Valzeina das uralte, von vier runden Römertürmen flankirte Schloß Marschlins erreicht wurde. Es liegt einsam, nur eine Pächterswohnung dabei; eine kurze Allee uralter Lindenbäume führt in das Schloßviereck, dessen Thorbogen uns aufnahm. Wie ich es vorher gelesen hatte:

. . . . Tief in meiner Brust
Verborgen ruht ein Eiland; altersgrau
Hebt sich darauf der Römertürme Bau,
Und meine Bäume rauschen Sagenlust.
. . . . Rosig glühn
Der Alpen Häupter in den Abendplan;
Die Linden flüstern, leicht bewegt das Gras
Die schlanken Halme, schon vom Taue naß,
Und von der Stange kräht mein Lieblingshahn.

Hier wohnt sie des Sommers, mit ihrer alten Dienerin und einem treuen Hunde. Natürlich hat das Schloß auch seine Ahnengalerie — allerlei merkwürdige Gesichter, die von wechselnden Schicksalen in aller Herren Länder erzählen.

Aus kriegerischem Blut bin ich entstammt,
Vergossen oftmals in der heißen Schlacht,
Für Vaterland und fremde Herrschermacht
In wilder Glut der Tapferkeit entflammt.
Die bergumschlossene Heimatscholle band
Nur selten ihre Söhne, ferne schweift'
Der Jüngling — ferne, wenn zum Mann gereift,
Des Hauses Aeltester im fremden Land.
Heimkehrend schmückten sie ihr Vaterhaus
Mit reichen Schätzen aus erworbnem Gut,
Sie hielten ihres Namens Glanz in Hut,
Nicht selten eilten sie der Zeit voraus.
Und Einer war die Leuchte seines Stamms,
Der schritt gewaltig allen Andern vor,
Ihm klangs von Größe stets ans rege Ohr.
. . . . Er stand allein, verkannt,
Von seinem Volke, das er treu vertrat,
Für dessen Recht er noch am Throne bat,
Eh er gestorben, einsam und verbannt.
Mir schwebt sein Los vor Augen und sein Bild,
Doch eine Warnung sind mir beide nicht:
Sie weisen mir den steilen Weg zum Licht
Und lehren mich Versöhnung ernst und mild.
Nach Kronen schweife, was gemeiner Art;
Wer groß sein will, genüge seinem Stolz
Und schlage selber sich ans Marterholz
Und werde — innerst reich — nach außen hart.

Ich mußte diese paar Stunden in Marschlins hoch anschlagen; soviel mir auch beim Abschied unausgesprochen auf dem Herzen blieb, so wertvoll war es mir doch, eine so bedeutende und so selbständige, mit England und Amerika wie mit Italien genau bekannte, so von den Vorfahren her wie durch eigne Vertiefung in Welt und Leben auf der Höhe unsrer Zeit stehende Dame kennen gelernt zu haben. Wenn sie freilich urteilte — ein Urteil, in dem Nietzsche mit ihr übereinstimmte —, „daß strenge Christen und politisch Konservative der Person eines außerhalb der Partei stehenden häufiger gerecht werden, als die sogenannten Freien aller Art, welch letztere den Mangel an Achtung vor Allen und Allem in verstärktem Grad auf den Parteifremden übertragen und die abweichende Ansicht immer auf Bösartigkeit zurückführen“ — so konnte ich hierin im Blick auf unsre Verhältnisse nicht ganz beipflichten, sondern glaube jetzt noch, daß dies wohl für die Schweiz zutrifft, wo die Liberalen die Herrschenden sind, daß aber immer und überall die dominirende Partei die lieblosere, die unterdrückte die gerechtere ist. Sie, „an deren Horizont die Sonne der Kindheit nie aufgegangen ist,“ die, „was sie erreichte, ausschließlich ihrer Energie verdankte und, für den Vater unerhört, ihre Freiheit schließlich um den Preis erkaufte, daß sie Erzieherin wurde,“ die „recht eigentlich in der

Opposition gegen den Mann groß geworden ist," lernte bald, „sich persönlich nur noch um Männer zu kümmern, die als Geister oder Charaktere hoch stehen, die genug Kultur in Fleisch und Blut haben, um den Gentleman in ihren Manieren nicht zu verleugnen, und für die eine Frau im schlimmsten Fall mehr ist als Köchin und Kinderwärterin."

Aber dies, und wie „auch ihre Stellung zu den Frauen im Lauf der Jahre und ernster Beobachtungen sich veränderte," gehört eigentlich schon in den nächsten Abschnitt und unter ihre Beziehungen zu Friedrich Nietzsche.

3. Sils-Maria

Einige Wochen nach meinem Besuch in Marschlins erhielt ich ein Buch zugeschickt „Philosoph und Edelmensch. Ein Beitrag zur Charakteristik Friedrich Nietzsches. Von Meta von Salis Marschlins." Verlag von C. G. Naumann in Leipzig, 1897. (110 S.) Dieses, beim Verleger der Werke Nietzsches erschienene Buch erzählt das Bekanntwerden der Verfasserin mit dem Philosophen in Zürich 1884, sowie das öftere Zusammensein mit ihm bis zum Herbst 1888 in Sils-Maria.

Wer diesen herrlichen Fleck Erde auch nur, wie ich, im Vorbeiwandern kennen gelernt hat, fast 1800 Meter hoch im Oberengadin beim Silser See gelegen, der versteht Nietzsches Ausspruch, „in Beziehung auf Oertlichkeiten müsse es für jeden ein Optimum geben, das für ihn im Norden Sils-Maria darstellte." Die Verfasserin bezeichnet als ihr Optimum an Erlebnissen, wo es sich um Menschen handelt, ihren Verkehr mit Nietzsche, „geeignet einen vergoldenden Schimmer über den Rest ihres Lebens zu verbreiten." Und wie merkwürdig, daß die schönsten und reichsten Gelegenheiten, mit ihm zusammen zu sein, sich gerade in Sils-Maria boten!

Für mich ist Nietzsche mit Sils so untrennbar verbunden, wie Heraklit mit dem Heiligtum der Göttin bei Ephesus. In die schweigende Gebirgswelt des Oberengadins, in die farben- und formensatte Umgebung des saubern Sils-Maria, wo der Duft des nahen Südens wie eine Verheißung über den beiden Zacken des Piz Badile zu schweben scheint, ist der einsamste, stolzeste und zarteste Mann unsers Jahrhunderts in sein angestammtes Reich getreten, wie ein in der Verbannung geborner Königssohn. ... Sommer um Sommer ist er seit 1881 da gegangen, vor sich hinsinnend, das Auge auf Berg und See ruhend, langsam, langsam, oder rasch „ein Tänzer," wenn er mit Gedankenbeute beladen seiner Höhle zueilte. Hier hatte er im durchsonnten Moos und Heidekraut liegend, von keinem Menschen gestört, einst einen Teil seines Zarathustra gedichtet. Hier hatte er damals gewünscht, daß man ihn seinerzeit begraben möchte. Am jäh abfallenden Uferrand standen einige Lärchen, die, am ungünstigsten Ort aufgekeimt, den Stamm in seinem untersten Teil horizontal über den Abgrund vorgeschoben hatten, um von dieser selbstgeschaffnen Basis aus straff und kühn emporzustreben. Sie waren Nietzsches Lieblinge, großartige Interpreten seiner Lebenslehre, daß das Individuum dort am prachtvollsten zur Entfaltung kommt, wo Gefahr ist. Sie riefen unwidersprochen und unwiderleglich in die Welt hinaus: Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.

Es ist schwer, aus dem Reichtum und der Feinheit dieses Buches Einzelnes darzubieten. Da finden wir Nietzsches Urteile über eine Menge unsrer Schriftsteller. Wie ihm Goethe über Schiller stand, so Gottfried Keller mit „seinem Gehalt und seiner Ursprünglichkeit" über dem „Sprachkünstler Conrad Ferdinand Meyer." Seine Vorliebe für Stifter wird uns erklärt, und die „entsagende, weiche, herbstliche Stimmung, die durch die vier Bände des »Nachsommers« hindurchgeht, hat wohl jedem, der dies breite Werk bis zum Schlusse gelesen, etwas wie eine heilende Wirkung hinterlassen; Dostojewskys »Erniedrigte und Beleidigte,« für stolze Menschen fast unerträglich, demütigend, las er mit überströmenden Augen. Er — das ist der springende Punkt — verurteilte eine ganze Reihe von Empfindungen, nicht weil er sie nicht hatte, sondern im Gegenteil, weil er sie hatte und ihre Gefahr kannte. Die modernen Skandinavier fesselten ihn viel weniger als die Russen und ihre bis ins Detail ausgefaserte psychologische Analyse. Renan war Nietzsche antipathisch; er nannte ihn einen Faun und nahm ihn unter den Franzosen so wenig ernst wie Eduard von Hartmann unter den Deutschen." Doch genug dieser Proben. Auch was Feines gesagt ist über „dünne" Persönlichkeiten, über schlechten Altruismus und falsches Mitleid mag in dem reichhaltigen Buche selbst nachgelesen werden.

Die Frage, von wann an Anormales bei Nietzsche zu Tage

trete, wird, so peinlich sie der Verfasserin ist, nicht umgangen; mir klingt ihr Urteil überzeugend. Und ist es nicht hübsch, wie Nietzsche, von seinen Schuljahren in Schulpforta sprechend, es erklärt, warum er durchschnittlich der Dritte in seiner Klasse gewesen sei? nämlich „nach dem natürlichen Verhältnis, daß der Fleißigste den ersten, der Tugendspiegel den zweiten, das Ausnahmewesen erst den dritten Posten in einer nach den üblichen Moralprinzipien geordneten Anstalt erhalten kann" —?

„Seine größte Lebenskunst war der Zwang zur Fröhlichkeit; das hat ihn, »den Menschen der tiefen Traurigkeit« am Leben erhalten und für seine Aufgabe reif gemacht."

So schwer es mich ankommt, ich muß zum Schlusse eilen; aber die Pflicht habe ich noch, über die Stellung Nietzsches zu den Frauen meine Quelle reden zu lassen. Die Verfasserin selbst bekennt, jetzt anders als früher zur Frauenbewegung zu stehen.

Die Frauenfrage, als Frage nach der Befähigung und Berechtigung des weiblichen Geschlechts zu neuen Aufgaben, wird am besten beantwortet, wenn die einzelne Frau an ihrem Ort viel leistet und beweist, daß sie auf eignen Füßen steht.

Trotzdem giebt sie zu, daß Nietzsche mit seiner Stellung zu den Frauen fehlgegriffen habe.

Das wäre in der That eine schwache Berechtigung, die an dem Irrtum selbst des größten Denkers scheiterte!

Daneben fügt sie doch Proben an zum Zeichen, wie Feines und Kluges auch er über Frauen ausgesprochen hat. Und „warum läßt man außer Acht, was er unter dem gleichen Gesichtswinkel über das männliche Geschlecht sagt? Es ist nicht milder."

Ich scheide von dem feinsinnigen, vielseitigen Buch, dem die Verfasserin als zweites Motto das Wort Nietzsches vorgesetzt hat:

Nichts liegt mir entfernter, als Proselyten zu machen: Niemand hat so wie ich vor dem Gefährlichen des freien Geistes gewarnt und zurückgeschreckt.

Mir persönlich hat das Buch zu einer Würdigung Nietzsches verholfen, wie es weder seine Schriften allein, noch berufsmäßige Kritiken vermocht hätten: denn das Buch hat mir gewissermaßen den persönlichen Verkehr ersetzt; sowie Nietzsche selber der Verfasserin schrieb:

Daß Sie meine Bücher lesen, macht mir jetzt weniger Besorgnis: der kürzeste persönliche Verkehr wirkt als Korrektur auf ein bloß buchmäßiges Kennenlernen fremder Meinungen und Worte; man sieht, hört und schließt hinterdrein ruhiger (alles Gedruckte ist an sich noch zweideutig und macht Unruhe).

Ferne sei es von mir, hier irgend ein Urteil über Nietzsche abzugeben. Ich bin kein Philosophieprofessor, — die Verfasserin sagt, daß „mancher von ihnen zur Philosophie komme, wie ein Mann zu seiner Frau — d. h. aus allen möglichen Gründen, nur nicht aus Liebe —;" um so mehr beuge ich mich für heute unter Nietzsches Urteil, wenn er „die Kritik eines Menschen über Dinge und Menschen, die über ihm stehen, ein Unding nannte."

Ich kann nur mit dem innigsten Dank auf die mir gewordnen Reisefrüchte aus Graubünden zurückblicken.

Gustav Gerok

Verschiedenes

Die Verurteilung des Kladderadatsch wegen Majestätsbeleidigung zwingt uns heute an Kaisers Geburtstag ein offnes Wort zu sagen. Der Kladderadatsch hat in seiner Weise des Kaisers Rede an die Rekruten zurückgewiesen: „Wer kein braver Christ ist, der ist kein braver Soldat." Der Kladderadatsch hat, wie auch andre öffentliche Stimmen, darauf erwidert, daß im Laufe der Weltgeschichte nicht wenige brave Soldaten gewesen sind, die schlechte oder gar keine Christen waren, und daß auch unser Heer darauf angewiesen bleibt, brave Soldaten zu haben an solchen, die schlechte oder gar keine Christen sind. Dagegen ist zu sagen, daß das unser Kaiser so wenig leugnen oder verkennen wird wie irgend Jemand. Er hat zu den evangelischen Rekruten gesprochen und ihnen ans Herz gelegt, daß sie im Soldatenstande ihr Christentum zu bewähren haben, und daß umgekehrt der beste Soldat auch der beste Christ sein muß. Diesen Gedanken wird jeder Divisionspfarrer jeden Sonntag seinen Zuhörern ans Herz legen: schwer genug ist er in der Praxis durchzuführen, auch im deutschen Heer. Nachdem aber das kaiserliche Wort, einmal an die breite Oeffentlichkeit gebracht, aus der religiösen in die politische Sphäre hinausgetreten war, durfte man sich nicht wundern, daß es den Widerspruch der dadurch scheinbar vom braven Soldatentum ausgeschlossenen Kreise fand. Und wenn nun gar die Kritik des Kladderadatsch zur Verurteilung Trojans wegen Majestätsbeleidigung geführt hat, so müssen wir das vom religiösen

Standpunkte aus, von dem wir allein auszugehen haben, ernstlich beklagen. Das Mißverständliche des Wortes durfte die Kritik herausfordern; die religiöse Wahrheit darin leuchtete aber um so heller, je ungeschützter sie blieb. Gefehlt worden ist vornehmlich in dem Einen, daß ein intimes Kaiserwort, das aus der Stimmung und Situation heraus gesprochen seinen guten Sinn hatte, ganz unnötigerweise an die breiteste Oeffentlichkeit gestellt wurde. Hier sollte man die Schuld suchen, Wandel schaffen und die Witzblätter laufen lassen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Es wird freundlichst gebeten, bei Bestellungen auf Grund dieser Anzeigen sich auf die Christliche Welt beziehen zu wollen

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Frankfurt a. M.: 7. Februar 1898, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: „Theologische Wissenschaft und Volksschule."

Zwei oder drei junge Mädchen finden liebevolle Aufnahme in der gesunden und schön gelegenen Villa eines höheren Offiziers in **Wernigerode a. H.** Gelegenheit zur Fortbildung in allen Fächern, sowie Anleitung zu wirtschaftlicher Beschäftigung ist vorhanden. Nähere Auskunft erteilt Pfarrer **Foerster** in Frankfurt a. M.

In einem kinderlosen Pfarrhause auf dem Land (Prov. Hessen-Nassau) finden 1 bis 2 Kinder dauernde Pension. Preis nach Uebereinkunft. Offerten an die Expedition dieses Blattes erbeten unter **K. H.**

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Verlag von
C. A. Schwetschke u. Sohn.

Soeben erschien:

Evangelium
und
moderne Moral
von
Leonh. Ragaz,
Pfarrer in Chur (Schweiz).
81 S. 8°. Preis 75 Pf.

Nächste Woche wird ausgegeben:

Das moderne Papsttum in den Kirchen der Reformation
oder:
Das evangelische Pfarramt und das Kirchenregiment in ihrem Verhältnis zu einander nach Bekenntnis und Kirchenrecht.
Von
E. Schall,
Pastor in Bahrdorf.
67 S. 8°. Preis 1 Mark.

Eine Partie garantirt reinwollene Tuch-, Cheviot- und Buckskin-Reste für Herren- u. Knabenanzüge, geeignet zum Tragen für das ganze Jahr, werden zu sehr billigen Preisen abgegeben. Muster stehen gern franko zu Diensten.

H. Herion,
Königsstr. 18, Stuttgart.

Pfeiffer PIANOS
Flügel, Pianinos, Tafelklaviere empfohlen von I. Fachaut. weg. groß. brillantem Ton, unverwüstlicher Mechanik, bester Stimmhaltung und **niedrigen Preisen.** **Garantie. Vorzugspreise f. Herren Geistliche. Zahlungserleichterung.** Altere Klaviere in Tausch. Illustr. Preisliste gratis.
J. A. Pfeiffer & Cie., Stuttgart,
Königl. württ. Hofpianofortefabrikanten.

Eltern
werden hiermit auf die
Süddeutsche Versicherungsbank
für
Militärdienst- u. Töchteraussteuer
in **Karlsruhe** aufmerksam gemacht.
Dieselbe schliesst unter den günstigsten Bedingungen
Militärdienst-Versicherungen,
durch welche Söhnen beim Eintritt zum Militär,
Töchteraussteuer-Versicherungen,
durch welche Töchtern zur Verheiratung auf die vorteilhafteste Weise ein bestimmtes Kapital gesichert wird.
Prospecte versendet franco und jede Auskunft erteilt bereitwilligst
die Direction,
Karlsruhe, Schlossplatz 7.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Beiträge zur Förderung christl. Theologie. Herausg. von D. Schlatter und D. Cremer. I. Jahrg. 1897. 5./6. Heft: **Schlatter,** Prof. D. A., **Das neu gefundene hebräische Stück des Sirach. — Der Glossator des griech. Sirach** und seine Stellung in der Geschichte der jüdischen Theologie. 3,60 M.
Hashagen, Prf. D. J. Fr., **Seelsorgerliche Kreuzfahrten** im Kampf wider kräftige Irrtümer. II. Bd.: **Die Gemeinde des Herrn nach den sieben apokalyptischen Sendschreiben.** 1. Heft: **Einleitung u. Sendschreiben nach Ephesus.** 2 M. (I. Bd.: **Der Knecht Christi.** 5 M., geb. 6 M.)
Theologisches Jahrbuch für das Jahr **1898.** Herausg. v. P. J. Schneider. 3,50 M., geb. 4 M.
Knodt, P. E., **Christliche Lebenszeugen aus und in Westfalen.** I. Band: **Gerdt Omeken.** Eine reformationsgeschichtliche Skizze. 3 M., geb. 3,80 M.
Nösgen, Prof. D. K. F., **Symbolik** oder konfessionelle Principienlehre. 8,50 M., geb. 9,50 M.
Röhricht, P. Dr. A., **Gesunde Lehre u. gesundes Leben** nach den Pastoralbriefen. Vortrag. 50 Pf.
Stosch, P. G., **Alttestamentliche Studien.** III. Teil: **Vom Sinai zum Nebo.** 2. M., geb. 2,50 M.
Wigand, A. u. P., **Die Kirche ein Leib.** Eine naturwiss.-theolog. Betrachtung über die Kirche. 1 M., geb. 1,50 M.

Hammond

weitaus beste Schnellschreibmaschine

Das neueste Modell 2

vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.

Prospekte etc. durch
F. Schrey, Berlin SW. 19 u. **Wien II, Ob. Donaustr. 9.**

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond" von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen. *J. C. B. Mohr.*

Thee Souchong, Congo, Pekoe, sowie sachgemäße Mischungen empfiehlt und versendet
Alfred Böhm, Stuttgart.

Die Kellerei „Wolfer Waisenheim" Wolf a. d. Mosel

bringt ihre reingehaltenen, preiswürdigen Moselweine hiermit in empfehlende Erinnerung. Der Reingewinn fällt der ev. Diaspora-Anstalt gleichen Namens zu, sodass also jeder ein Werk der inneren Mission unterstützt, welcher bei der genannten Kellerei seinen Weinbedarf deckt. Die jetzt gangbaren Sorten sind folgende:

No.	Marke	Jahrgang	p. Liter Pfg.	p. Fl. Pfg.
1	Wolfer Klosterberg	94er und 95er	70	75
2	„ Lanferberg	93er und 95er	85	85
3	„ Goldgrube	93er und 95er	100	100
4	„ Auslese	92er, 93er und 95er	125	125
5	„ Kirchengut	90er, 92er, 93er und 95er	—	150
6	Wolfsmilch	90er, 92er und 95er	—	180
7	„	93er	—	200
8	Wolfer Hinterberg Ausbruch .	92er, 93er und 95er	—	250
9	Pisporter Ausbruch	95er	—	250
10	Bernkasteler Ausbruch . . .	95er	—	250
11	Graacher Ausbruch . . .	93er und 95er	—	300
12	Steffensberger Ausbruch . .	93er und 95er	—	350
13	Trarbacher Ungsberg	86er	—	400
14	Graacher Himmelreich . . .	93er und 95er	—	400

Auch Probekisten von 12 Flaschen verschiedener Sorten werden gern versandt. **Alle Weine aber, welche nicht den Beifall der Empfänger finden, können ohne weiteres auf Kosten der Kellerei zurückgesandt werden.**

Da erfahrungsgemäß zu Beginn eines neuen Jahres viele dem Gedanken der

Versicherung ihres Lebens

näher treten, so dürfte der hier im Ausschnitt zitirte Artikel:

„Lebensversicherung"

von Professor **Ludwig Elster**

von allgemeinem Interesse sein.

Das Wesen der Lebensversicherung:

„Die Lebensversicherung erscheint als eine „verzinsliche Kapitalleihe," wie sie Laband treffend charakterisirt hat, als ein Kreditgeschäft, das den Bedürfnissen des modernen Wirtschaftslebens erwachsen, durch das moderne Verkehrsrecht geschaffen und ausgebildet ist.

Während die Prämien bei den Schadensassekurenzen verbraucht werden, werden sie bei der Lebensversicherung den Versicherten kreditiert und nutzbar angelegt. Der Versicherte zahlt ein Kapital, der Versicherer verpflichtet sich, dieses Kapital nebst Zinsen zurückzugeben, d. h. nicht genau das Kapital nebst Zinsen, welches eingezahlt ist, sondern den Durchschnittsanteil, den der Versicherte an dem Gesamtkapitale nebst Zinsen hat.

Während der Einzelne, der allein auf sich angewiesen ist, nicht mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß er innerhalb einer längern oder kürzern Zeit diese oder jene Summe erspart haben wird, da der Tod seine Rechnung durchkreuzen kann, so ist er doch dazu in der Lage, wenn er sich mit mehreren vereinigt, wenn er mit andern auf gemeinschaftliche Rechnung das Geschäft des Sparens betreibt. Für den Einzelnen ist es unmöglich zu wissen, wie lange er leben wird, für eine größere Anzahl von Personen kann man jedoch die durchschnittliche Lebensdauer angeben und diese durchschnittliche Lebensdauer zur Grundlage der Berechnungen für das Spargeschäft nehmen."

Geschichte und Entwickelung der Lebensversicherungen:

„Die ersten eigentlichen Lebensversicherungsinstitute hatte England. Hier trat am 24./1. 1705 — und zwar zu London — ein Verein zur Gründung einer „ewigen Lebensassekuranz," der „Amicable," zusammen. Obgleich sich die anfangs unvollkommenen Einrichtungen bald wesentlich vervollkommten und als äußerst wertvoll erwiesen, dauerte es doch volle 100 Jahre, bis dieses englische Vorbild in Deutschland Nachahmung fand.

Erst im Jahre 1806 gelang es einem Hamburger Versicherungsmann, Namens Bennecke, ein Aktienkapital von 4 Millionen Mark Banko zur Errichtung einer deutschen Lebensversicherungsbank zusammen zu bringen. Allein unter den damaligen kriegerischen Zeiten konnte das neue Institut den erwünschten Fortgang nicht nehmen.

Im Jahre 1827 trat Ernst Wilhelm Arnoldi zu Gotha mit dem Plane für eine zu begründende Lebensversicherungsanstalt für Deutschland vor die Oeffentlichkeit, damit dem immer wachsenden Einfluß ausländischer, besonders englischer Gesellschaften entgegen gewirkt werde und somit die Erfolge der Gesellschaften auch dem Nationalwohlstand voll zu gute komme. Am 1. Januar 1829 trat die „Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha" mit einem Stamm von 813 Personen, die ein Versicherungskapital von 1 452 100 Thalern repräsentirten, in Wirksamkeit.

Zu derselben Zeit, wo dieses Unternehmen in Thüringen gefördert wurde, war ein Lübecker Kaufmann Vermehren in gleicher Richtung thätig. Noch bevor die Gothaer Bank ins Leben trat, wurde die „Deutsche Lebensversicherungsgesellschaft" zu Lübeck im Jahre 1828 begründet.

Heute haben wir in Deutschland 36 Lebensversicherungsgesellschaften und zwar 15 Gegenseitigkeits- und 21 Aktiengesellschaften, Institute, deren Verdienste um die Hebung des Nationalwohlstandes vorbehaltlos anerkannt werden müssen.

Aus: Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts
herausgegeben von **Freiherr von Stengel.**

Lebensversicherungs- und Ersparnis-Bank in Stuttgart

Gegründet 1854. — Unter Staatsaufsicht.

Aller Ueberschuß den Versicherten

Versicherungsstand	Bankvermögen	darunter Extrareserven
509	145	22

Millionen Mark

Günstigste Versicherungs-Bedingungen
Niedere Tarifprämien. Hohe Dividenden für die Versicherten.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig